

2083  
SLA-11954

# Aus völkischem Denken und Schaffen

Sonderheft zu den Baltischen Monatsheften 1937

---

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates“, Riga



# Aus völkischem Denken und Schaffen

4-B

53347

## Vorbemerkung

Die in diesem Sonderheft vereinigten Aufsätze sind von der Leitung der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft in Lettland gesammelt worden und sollen zum Nachdenken anregen und an ihrem Teil dazu beitragen, dass wir uns über wesentliche Lebensfragen unserer Volksgruppe verständigen.



# Der Dienst der Kirche am Volkstum

*Von Oberpastor D. V. Grüner*

Bekannt ist Luthers Ausspruch über die Kirche: »Sie ist mir lieb, die werthe Ma g d«. Damit hat der Reformator die Dienstbereitschaft der evangelischen Kirche gegenüber allen Herrschafts- und Machtansprüchen anderer Kirchen, die über Güter und Seelen herrschen wollen, klar zum Ausdruck gebracht. Nur so entspricht die Kirche des Evangeliums dem Gebot und der Mission ihres Herrn, der selber gesagt hat: »Des Menschensohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene...« Der Dienst der Kirche Christi ist die artgemässe Erfüllung ihrer Sendung im Sinne des Meisters.

Worin hat dieser Dienst zu bestehen? Es liegt auf der Hand, dass der Dienst Christi ein Dienst der L i e b e ist. Dazu gehört selbststredend auch die Liebe zum Volkstum, das Gott einem gegeben und zum Dienst anvertraut hat. Nur steht diese Liebe zum eigenen Volk im Christentum und seiner Kirche unter einem besonderen Vorzeichen. Mit dem bekannten Wort eines grossen christlichen Dieners seiner Kirche kann man es so formulieren: die Seele der Liebe ist die Liebe zur Seele. Nicht die Liebe bloss, die sich in der Fürsorge für irdische Wohlfahrt erschöpft, wird in der Kirche geübt, sondern diejenige, die der Seele, dem Seelenheil des Einzelnen, wie der Gesamtheit dient. Der heiligste und tiefste Dienst der Kirche am Volkstum ist S e e l s o r g e. Sie darf nie nur Sache privater Bemühungen und Betreuung sein, sondern muss auch aufs Ganze gehen, Seelennöte und Sünden des Volksganzen genau so berücksichtigen, wie sie sich um den Einzelnen müht. Insofern kann von einer ganzheitlichen Ausrichtung, von einer seelischen Totalität des kirchlichen Dienstes am Volkstum die Rede sein, die nicht aufgeteilt, ersetzt oder von anderen Instanzen übernommen werden kann. Geschieht Letzteres gleichwohl, so trägt die Kirche entweder durch Unterlassungssünden Schuld, oder es liegt ein Übergriff seitens anderer Instanzen vor, oder es ist beides der Fall. Aber niemals erledigt das die ursprüngliche Sendung der Kirche:



verantwortlich zu bleiben für das Seelenheil ihrer Glieder, die zugleich Glieder ihres Volkes sind. Niemals kann die alte, aus verbrecherischer Gleichgültigkeit auftauchende Frage im Raum der Kirche Platz greifen: »soll ich meines Bruders Hüter sein?«

Seelsorgerischer Dienst am Volkstum, auch da, wo es irrt, in Schuld sinkt, irregeführt wird, genau so wie dort, wo es Höhenwege wandelt, erstaunliche Leistungen vollbringt und, auf den Gipfeln des Erlebens dahinschreitend, vergisst, dass solche Höhepunkte des Lebens gefährvolle Gratwanderungen darstellen, bei denen ein Fehltritt den Sturz in die Tiefe bringen kann... Worin muss dieser verantwortliche, barmherzige und oft doch so schonungslose Dienst bestehen?

Es ist klar, dass die Kirche ihr Bestes vernachlässigt, wenn sie sich daran genügen lässt, Wohltätigkeitsanstalt zu sein, eine der vielen Hilfeleistungen, die zur Linderung materieller Not dienen. Es braucht nicht ihr Ehrgeiz zu sein, darin unübertroffen von anderen Hilfsstellen dazustehen. Es gibt leistungsfähigere Organisationen, grosszügigere, mannigfaltigere und vielleicht auch ideenreichere Hilfsaktionen, als sie zumal einer verarmten und bedrängten kirchlichen Gemeinschaft zur Verfügung stehen. Wenn gleichwohl neben allen ausserkirchlichen Winterhilfen, völkischen Veranstaltungen, die den Gemeinnutz weit über den Sinn für Eigennutz erheben, Kraft durch Freude schaffen und Volksgenossen ihre soziale Ungleichheit vergessen helfen, sich eine kirchliche Betreuung behauptet, mag man sie nun Armenpflege, Fürsorge, Innere Mission oder wie immer nennen, so hat das seinen guten Grund. Nicht die Grösse der Gabe, sondern die Art des Gebens entscheidet hier: die auch im Becher kalten Wassers sich offenbarende Liebe tut das Entscheidende. Seelisch angefasst muss sich der Betreute wissen, wenn die Kirche Samariterdienst an ihm treibt.

Dass am Dienst der Kirche hierin noch vieles im Argen liegt, diese Aufgabe vielfach noch gar nicht richtig erkannt ist, — wer wollte es leugnen? Aber die Sendung zur seelsorgerlichen Liebe bleibt auch bei der intensivsten Bemühung um die »Konkurrenzfähigkeit« kirchlicher Liebestätigkeit. Und nur sofern und solange sie bleibt, ist in alledem Kirche. Sie braucht dann nicht zu fürchten, dass sie an Luftmangel in ihrem Lebensraum zugrunde gehen müsste. Sie hat etwas Ureigenes, auch wenn es um die äussere Leistung noch so schwach bestellt sein mag. In der Gewissenhaftigkeit um die seelsorgerliche Betreuung



gibt es keine Macht der Welt, die rechte kirchliche Arbeit überflügeln könnte.

Auch das andere Missverständnis, als sei der kirchliche Dienst am Volkstum ein mehr traditionell-gesellschaftlicher, muss entschieden abgewiesen werden. Es geht nicht um Pflege eines kirchlichen Brauchtums, das so oder anders aus der Vergangenheit herüberraagt in die ganz anders gesinnte Gegenwart. Vielfach wird der Dienst der Kirche und ihres Amtsträgers in diesem Sinne verstanden und so allein in Anspruch genommen: auf den Höhepunkten seines Lebens besinnt man sich darauf, dass es so etwas wie christliche Kirche gibt samt ihren Sitten und Gebräuchen. Jede Amtshandlung wird so zu einer vielleicht sehr hübschen, pietätvoll beibehaltenen Weihehandlung, die feierliche Rede, das vertraute Zeremoniell, die schöne Form, — das alles wird Selbstzweck. Und eben damit droht der eigentliche Charakter der kirchlichen Handlung verloren zu gehen, der nicht mit einer festlich gestimmten Versammlung, sondern mit einer christlichen *Gemeinde* rechnet, der auch Taufe und Konfirmation, Trauung und Bestattungsfeier der Anlass ist zum Hören des Wortes, zur Predigt des Evangeliums und damit auch zur Erbauung, die Leib und Seele in organischer Einheit, und nicht etwa den Leib allein in geniesserischer Behaglichkeit oder das Gemüt allein in stimmungsvoller, aber flüchtiger Regung erhebt. Die Kirche ist Seelsorgerin auch da, wo sie einzelnen Gliedern ihres Volkstums, als auch dem Ganzen desselben an den Höhepunkten gemeinsamen Erlebens den Dienst der Liebe erweist. Mit einer rein gesellschaftlichen Einschätzung der Kirche hat das nichts zu tun. Volkstum muss Gemeinde werden, um es ganz zu begreifen, was die Kirche ihm sein kann und sein soll.

Demgemäss genügt es auch nicht, wozu ein von der grossen Lebensgemeinschaft losgelöstes völkisches Dasein so leicht verführt, dass man der Kirche um ihrer weithin anerkannten Fähigkeit willen, zu sammeln und zusammen zu halten, den Vorspanndienst einräumt zur Erhaltung eines auseinanderstrebenden, gefährdeten oder gar schon zerfallenden Volkstums. Es ist innerhalb unseres völkischen Daseinsgesetzes in der Zerstreuung über die verschiedensten Völker und Staaten Europas und Aussereuropas viel von der »volksdeutschen Sendung« der Kirche die Rede. Gerade von der evangelischen Kirche erwartet man diesen Dienst. In wievielen Gebieten gilt der evangelische schlechthin als der deutsche Glaube. Er ist es, der sich in kritischen Zeiten als innerer Kitt bewähren muss, wo der Zersetzungs-



prozess gefährdete Volksgruppen bedroht. Tut er es, dann ist die Daseinsberechtigung der Kirche, die er hervorgebracht hat, erwiesen. Gelingt es ihm nicht, hat auch die Kirche, zum mindesten s e i n e Kirche, verspielt!

Aber so einfach liegen die Dinge nicht. So kraftvoll die evangelische Kirche auch dem inneren Zusammenschluss dienen und das Rückgrat des Volkstums darstellen mag, gelingen kann beides nur, wenn gerade die evangelische Kirche artecht bleibt im Sinne ihres Herrn und Meisters. Wehe ihr, wenn sie die irdisch-völkischen Ordnungen absolut setzt und vergisst, dass ihr der Dienst am Heiligtum Gottes anvertraut ist, nicht aber nur eine Hilfsrolle mitten im allgemeinen Kampf zur Erhaltung des Volkstums und zur Wahrung politischer Freiheiten, Rechte, Vorteile, oder was man sonst ins Feld führen mag. Rechter kirchlicher Dienst am Volkstum entspringt nur aus rechter Klarheit um die arteigene Aufgabe der Kirche. Und das ist der grosse, entscheidende Vorzug der evangelischen Kirche, dass diese Klarheit hier prinzipiell gesucht und unermüdlich von neuem herausgestellt wird.

Die evangelische Kirche versteht sich nicht als Heilanstalt inmitten einer profanen Welt, wie es der Katholizismus tut, um dann immer wieder weltfeindlich und weltflüchtig zu werden. Sie ist auch nicht einfach das Fenster in das bessere Jenseits, das aufgestossen ist, damit die im Dunkel und in der Not schmachtende Menschheit den tröstlichen Blick in die ewigen Geheimnisse tun kann, wie es die griechisch-orthodoxe Kirche verheisst. Sie kann sich auch nicht als der fromme Verein konstituieren, wie es die verschiedenen Sekten zu tun lieben, die dann die Klarheit für das Ineinander von Irdischem und Ewigem verlieren, an das wir verhaftet sind, solange diese Welt besteht. Was für uns Evangelische eigentlich »Gemeinschaft der Heiligen« bedeutet, das wird nicht an schönen Bekehrungsgeschichten und vorbildlichem Lebenswandel auserwählter Christenmenschen klar, nicht an der wohligen und endgültigen Geborgenheit »in dem Herrn«, die man sich schon hier auf Erden als ein köstliches Jenseits von allem Kampf und Streit erträumt, sondern an dem K a m p f, der uns verordnet ist, an dem täglich neuen W e r d e n des neuen Menschen.

Nicht weil wir es schon ergriffen hätten oder schon vollkommen wären, sind wir Gottes Kinder, sondern weil Gott uns durch Christus aufgerufen und herausgerufen hat aus dem Verderben dieser Welt,



der wir gleichwohl angehören müssen, solange wir hier im Kampfe stehen. Kirche, die das weiss und zu verkünden hat, ist nicht greifbar, keine anschauliche Grösse wie ein neugebautes Museum, Volkshaus oder Ausstellungsgelände, das eine Gesamtschau des Geleisteten gestattet, sondern »unsichtbar«, »unsichtlich«, wie Luther es lieber nannte, ein Tempel Gottes, der nicht mit Händen erbaut ist, von dem aber der grösste Apostel sagen konnte: »Der Tempel Gottes ist heilig, der seid Ihr!«

Nach dieser klassisch-evangelischen Auffassung von der Kirche ist sie also niemals bloss ein nationaler Belang oder eine Sammelstätte für irgendwelche, seien es auch die höchsten Leistungen auf völkischem Gebiet und am allerwenigsten nur die äussere Verzierung, die Dekoration, der Festschmuck für die Gesamtdarstellung eines Volkes oder Volkstums. Sie ist etwas Ureigenes, dafür es einfach keine menschliche Gesetzmässigkeit gibt. Zwischen Himmel und Hölle eingespannt und getragen von Gottes Gnade, ist sie die zeitlich in Erscheinung tretende, überzeitliche Grösse, der die Verheissung gehört, dass keine Macht der Welt, ja selbst die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden!

Rechter Dienst der Kirche am Volkstum ist undenkbar, wo nicht die unermüdliche Besinnung auf ihr Ureigenstes ständig vorgenommen und rechtes Verständnis um dieses Letzte angebahnt wird in unablässiger Treue. Geschieht aber das eine wie das andere, bewahrheitet sich Luthers freudiges Wort, dass, ungeachtet der uns fremd und schwierig anmutenden Aufgabe der Kirche Christi auf Erden, »ein Kind von 7 Jahren wisse, was Kirche sei«.

Die k o n k r e t e Gestaltung des wahren Dienstes der Kirche kann dann nicht zweifelhaft sein. Unsere Bekenntnisschriften nennen die zwei klassischen Merkmale rechter Wortverkündigung und ordnungsgemässer Sakramentsverwaltung.

Unsere Kirche dient mit dem Wort, mit dem Evangelium. Auch das Sakrament ist sichtbar gemachtes Wort, nichts anderes. Dieses Wort muss gesagt werden. Es bedeutet aber auch einen Dienst an Hörenden, an solchen, die willens sind, es sich sagen zu lassen und zwar so sagen zu lassen, wie es dem ureigensten Wesen der Kirche des Wortes entspricht. Wir lernten sie kennen als die Gemeinschaft der von Gott berufenen, ständig aus dieser Weltwirklichkeit Herausgerufenen in eine Gemeinschaft hinein, die nicht mit Händen zu

greifen ist und für die es schlechterdings keinen Ersatz gibt, auch in der geschlossensten Volks-, Kultur- oder Rassengemeinschaft nicht.

Der Sinn der kirchlichen Wortverkündigung und damit des genuinen Dienstes der Kirche also ist dieser Ruf Gottes in seinem Wort, als Anruf und Aufruf, als Buss- und Gnadenruf zugleich, als Kampfesruf und Feldgeschrei sieghafter Freudigkeit. Luther ist nicht müde geworden, das Evangelium als solch ein Geschrei von der Gnade Gottes in Christus zu bezeichnen. Die evangelische Kirche verleugnet ihren eigentlichen Dienst, wenn sie sich davon abbringen lässt und anfängt, völkische und rassische Wahrheiten (oder was es sonst sein mag) zu predigen, — Dinge, die in anderem Rahmen ihre Geltung haben, die aber, als kirchliche Verkündigung gefasst, wie Kant es nennen würde, Afterdienst der Kirche bedeuten. Aber auch seitens der Hörenden darf der Fehler nicht gemacht werden, von der Kirche das Gewünschte vernehmen zu wollen, das, wonach unter der Wucht einer gewaltig aufbrechenden Bewegung etwa, den Menschen »die Ohren jucken«. Die Kirche handelt nicht gewissenlos, sondern im Gegenteil, im Gewissen an ihre eigentliche Sendung gebunden und daher im höchsten Sinne gewissenhaft, wenn sie auf diese lockenden und naheliegenden Abwandlungen der ihr anvertrauten Botschaft nicht eingeht und nicht eine neue zweite Offenbarung des Völkischen oder Rassischen neben die allein ihr ans Herz gelegte stellt, — auch wenn sie sich damit missliebig machen und der Anschuldigung artfremder Volksferne aussetzen sollte. Wahrhaft volksnah kann der Kirche des Evangeliums nur dasjenige sein, was aus der ewigen Tiefe des Wortes Gottes dem Menschen »durchs Herz geht«, dem Menschen in seiner Art und Unart, unter dem Gericht und unter der Gnade Gottes. Der seelsorgerliche, nicht der völkische Dienst ist der eigentliche Dienst der Kirche.

Natürlich bedeutet das alles nun nicht, dass es der Kirche geboten wäre, ihre Botschaft in den luftleeren Raum, ohne Rücksicht auf die Eigenart des Volkstums, in das sie hineingestellt ist, auszurichten. Man vergisst nur zu leicht, dass es gerade Luther ist, der der Kirche des Evangeliums zugemutet hat, die Sprache zu sprechen, ja zu finden, die ihr Volk wirklich versteht. Wer die Gedanken in seinem Sendbrief vom Dolmetschen kennt, weiss, wie volksnah Luther die Predigt gefasst haben will. Nicht zum Menschen überhaupt, sondern zu diesen Menschen da, im Jetzt und Hier ihres wirklichen Lebens und Erlebens ist die Kirche gesandt, ihre Aufgabe zu erfüllen. Kann das anders geschehen als unter der Voraussetzung eines wirklichen Ver-



stehens, nicht nur dessen, was das angeredete Volk ist, sondern auch dessen, was jeweils in ihm vorgeht. Wir nannten den Dienst der Liebe, den die Kirche zu üben hat, Seelsorge. Kann die anders ausgeübt werden, als unter der liebevollen Kenntnis all der Kräfte, die das Seelentum eines Volkes bewegen, erregen, vielleicht auch bestürmen und betören? Wie eine Mutter letzte und höchste Wahrheiten ihrem Kinde zu vermitteln weiss, weil sie sein seelisches Fassungsvermögen, seine Kapazität kennt und sich liebevoll versenkt hat in die Gesetze, nach denen dieses kindliche Seelenleben abläuft und zu beeinflussen ist, so wäre jeder kirchliche Dienst, der nur korrekt funktionieren wollte, anstatt getragen zu sein von tiefer Kenntnis und Erkenntnis der Volksseele, der das Evangelium gilt, einfach lieblos und darum kein rechter Dienst am eigenen Volkstum.

Für uns bedeutet diese Erkenntnis zunächst so viel, dass unter der heutigen Seelenlage innerhalb unserer Heimatkirche wohl gelten muss: jeder, der im Dienst der evangelischen Kirche seelsorgerlich tätig ist, sage, was zu sagen ist, seinem Volkstum. Es mag früher anders gewesen sein, aber heute liegt es so, dass fruchtbare Evangeliumsverkündigung nur da denkbar erscheint, wo man die Sprache seines Volkes spricht. Von da aus aber ergibt sich zwingend auch die Forderung, sich um die Sprache der Seele zu mühen, die zu Zeiten allein verständlich und durchschlagend erscheint. Auch das kann Lieblosigkeit — und seelische Fremdheit ist immer lieblos — bedeuten, wenn man die ewigen Wahrheiten zwar richtig und deutlich, aber unbarmherzig sagt, d. h. so, dass das seelische Empfinden der Hörenden nicht nur nicht mitgeht, sondern sich auch abgestossen fühlt. Sprache ist ja nie nur eine grammatikalische, sondern immer auch eine seelische Grösse, sie ist nach Herders bekanntem Wort die Scheide für das Schwert des Geistes. Das Verständnis um den Sturmwind neuer Gedanken und Kräfte, die eine ganze Generation, zumal eine junge, durch und durch aufwühlen und erschüttern kann, gehört ebenso zu dieser liebevollen Aufgabe seelischer Einfühlung, wie der Respekt vor dem vielen Verwundbaren, Achtbaren und Ehrfurchtheischenden, das eine lange Tradition nahelegt. Wehe dem Dienst, der nur zeitgemäss orientiert, oder gar nur von jeweiligen Vorteilen diktiert erscheint! Er ist alles andere als kirchlicher Dienst und richtet sich an einzelne Gruppen, statt an das Ganze des Volkstums.

So gewiss es ist, dass das Evangelium dort verraten wird, wo es sich liebedienerisch auf die jeweils Führenden und oben Stehenden

einstellt, so sicher ist es anderseits, dass dem Volkstum nur eine Botschaft wirklich dienen kann, die die m a n c h e r l e i Gaben und Schätze der Geheimnisse Gottes achtet und verwaltet. Bei aller prinzipiellen Klarheit über Ziel und Richtung unserer Botschaft dürfen wir als evangelische Christen nicht ausser Acht lassen, dass es die F ü l l e ist, aus der die Gnadengaben Gottes stammen. Demgemäss darf die recht verstandene Kirche nie festgelegt werden auf ein Normalschema ihres Dienstes oder gar ihrer Methode. Sie ist ebenso wenig ein Lager mit besonders ausgerichtetem aber streng festgelegtem Arbeitsdienst, als ein Zwangsschulungskurs für seelische Fragen und Bedürfnisse. Man kann ebenso wenig eine heilige Schaubühne aus ihr machen wollen, als eine Schatzkammer, einen bombensicheren Tresor für heilige Güter, zu dem der Schlüssel womöglich hoffnungslos verloren gegangen ist. Für alles das gibt es bedauerliche Beispiele in der kirchlichen Wirklichkeit. Mit alledem dient man dem Volke schlecht, denn man zwingt ihm wechselnde kirchliche Theorien und Massregeln auf, anstatt es im Gehorsam zu dem Herrn seiner Kirche, der in ihr die Fülle seiner Gnade offenbar werden lässt, zu führen.

Die evangelische Kirche experimentiert nicht herum, um im Dienst am Volk die allein seligmachende Theorie oder die allein entscheidende Praxis zu finden. Sie weiss, dass sie in diesen Stücken ständig umlernen und zulernen muss. Das Unveräusserliche, das ihr aufgetragen ist, und damit der eigentliche und entscheidende Dienst am Volkstum ist die Erkenntnis, dass unter dem Evangelium aus jeder recht verfassten Gemeinschaft wirklich G e m e i n d e im Sinne und Geist Christi wird. Eine Gemeinde, der nicht nur der Ruf heraus aus der Welt gilt, sondern auch die Verheissung, dass ihr alle Dinge zum Besten dienen sollen. Dann treten auch die völkischen Belange in ein neues Licht, wenn sie als Gaben Gottes unter seiner Gnade gesehen werden. In diesem Sinne darf dann auch das grosse Neue, das Gott einem Volke auf dieser Welt schenkt, gesehen und bewertet werden als wunderbare Erfüllung nicht etwa säkularer Wünsche, sondern göttlicher Verheissungen. Was hilft letzten Endes alles Neue, und wäre es das Grösste, solange es nicht im Zeichen eines neuen Selbstverständnisses steht? Und dieses Selbstverständnis ist nicht neu, solange es im Banne der menschlich-sündigen Selbstüberheblichkeit stecken bleibt. Erst wenn das Evangelium von Busse und Gnade hier Klarheit geschaffen hat, begreift auch ein Volk in grosser Zeit, unter einer gewaltigen Wiedergeburt, dass das gewaltige Neue Gottes

und nicht menschlich ist. Das kann nie Selbstüberheblichkeit, sondern muss immer Demut und Dankbarkeit auslösen.

Kann eine Kirche auch einem wiedererwachten Volkstum bessere Dienste leisten, als indem es, unter Anerkennung eben dieses Neuen und Grossen, die ewigen Gründe und Wurzeln aufzeigt, aus denen es stammt? Das wird nie zu einer Botschaft führen, die vor Gottes Auge und unter seinem Wort den Masstab für das irdisch Geleistete verliert, sondern immer zu einer solchen, die Gott die Ehre gibt. Je weniger das menschlich Geleistete zur Sprache kommt, umso grösser wird Gott und seine Gnade. Aber statt dass man immer den verkehrten Weg einschlägt, zur Hybris gerät und dann ebenso bitteres wie schmerzliches Lehrgeld zahlen muss, wenn eben doch die Enttäuschung und Ernüchterung irgendwo eintritt, ist es besser, von dem auszugehen, was in der unerschöpflichen Fülle des Reichtums Gottes enthalten ist. Das seinem Volk ans Herz zu legen, ist der Sinn der evangelisch verstandenen Botschaft und Predigt von den Gnadengaben Gottes. Es ist der königliche Dienst der Kirche am Volk, die Darbietung der Gnadengüter, die rechte Verwaltung der Sakramente.

Es mag seltsam erscheinen, dass in diesem Zusammenhang die Frage des Sakramentes auftaucht. Aber da, wo Volk durch den Dienst der Kirche Gemeinde wird, ergibt sich dieser Blickpunkt von selber. Gemeinde lebt vom Wort und Sakrament. Gerade letzteres kann in seiner Konkretheit heute für die Gesamtheit des Volkslebens von ausschlaggebender Bedeutung werden, sehnt sich doch unsere Zeit besonders nach dem deutlichen Merkmal und sichtbaren Kennzeichen dargebotener Gnade. Dass sie für eine Zeichen heischende, Wirklichkeit fordernde Zeit beides in der Form und unter der Gewähr des Sakramentes darbietet, ist das Bedeutsame in dem zweiten Wesensmerkmal unserer Kirche. Die volkserzieherische Bedeutung des Sakramentes muss heute in ganz anderer Weise wieder lebendig werden, nicht indem man ebenso dürftige als verkehrte Ersatzstücke für dasselbe sucht, sondern indem eine lebendige Gemeinde zu neuem evangelischem Verständnis von Taufe und Abendmahl kommt und dadurch auch Kräfte findet, die das Volk als Gottesvolk zusammenhalten im innersten seines Wesens.

»Ein vernünftiger Gottesdienst«, wie Paulus ihn fordert, muss also die Tiefe und den Segen des Sakramentes lebendig werden lassen. Das ist zugleich der segensreichste Dienst am Körper des Volkstums. Er ist es, weil hierbei nichts geflissentlich oder absichtlich ver-



herrlicht wird, was etwa in der organischen Einheit des sich neu gestaltenden Volkskörpers aufgebrochen wäre. Die Bedeutung des christlichen Sakramentes besteht gerade darin, dass es in seiner stiftungsgemässen Tiefe, in seinem eigentlichen Sinn die irdischen Dinge und Ordnungen ins Licht der Ewigkeit rückt, sie benutzt, wertet und verklärt, aber eben damit sie haben lehrt, »als hätte man sie nicht.« Eine Kirche, die glaubhaft zu machen weiss, dass im Sakrament auch auf die zeitlichen Gebilde ein Glanz ewigen Sinnes fällt, verherrlicht nicht irdische Ordnungen um ihrer selbst willen, aber ist ebenso weit davon entfernt, sie zu verachten. Sie rücken für diese »sakramentale« Betrachtungsweise vielmehr unter den Gesichtspunkt gottgewollter Abbilder für das, was ewig bleibt. Auch das ist notwendiger und heilsamer Dienst am Volk, dass man ihm das Auge öffnet für das Relative aller seiner Leistungen und Selbstdarstellungen, ohne dass doch beides unter das wegwerfende Urteil des Bedeutungslosen fällt und so nur verbittert, statt zu klären.

Wie kann so die Taufe Bedeutung gewinnen als eine das Gottesvolk bestimmende und die Gotteskindschaft versiegelnde heilige Handlung! Von hieraus fällt das rechte Licht auf die Bildrede der Feuertaufe im Kriege oder der Bluttaufe bei der Bildung eines neuen gesünderen Volksganzen, das durch Opfer und Hingabe entstanden ist. Nicht verächtlich, nicht belanglos, aber symbolisch erscheint von hieraus alles menschliche Geschehen im Dienste einer grossen konstitutiven Idee. Ein Abbild ist das alles der wunderbaren, durch Christus gewirkten Tatsache, dass wir samt ihm durch die Taufe begraben sind in den Tod, damit wir mit ihm zu neuem Leben erstehen. Ist das nicht die notwendige, in der christlichen Kirche allein mögliche Art eines Dienstes der Liebe, dass diese gegenseitige Verdeutlichung zum Heil eines christlichen Volkes angestrebt wird: dass vom Heiligtum des Sakramentes her das rechte Licht fällt auf tiefstes, oft unbewusstes Geschehen und Erleben im Volke, und dass umgekehrt dieses ein wenn auch mangelhaftes und unvollkommenes Symbol wird für das Wunder gottgewollter Gemeinschaft im Leibe Christi?

Oder das Abendmahl: ist deutlich geworden, dass genossenes Brot, dargebrachte Speise die Zellen des Körpers baut und damit Leben erhält und möglich macht, wie sollte Gottes Reichtum im Mahle des Herrn nicht imstande sein, das innerlich und äusserlich zu erbauen, was sich als Behausung Gottes im Geist ergibt? Gewiss ist es in erster Linie und in entscheidendem Masse die lebendige Ge-

meinde Christi, die so entsteht und Verheissung hat. Aber ist das opferbereite Streben und Kämpfen um Volkwerdung in unseren Tagen, der leidenschaftliche Wille zur organischen Einheit des gesamten Volkskörpers nicht auch Andeutung und Abbild dessen, was der erhöhte Herr und Heiland unter den Seinen, die sein Mahl geniessen, wirken will: dass sie in allen Dingen eins seien in ihm, im Gericht und unter der Gnade, unter der Vergebung und in der inneren Gesundung, als Gemeinde wie als Volksganzen.

Bei diesem Dienst der Kirche, der Haushalterdienst ist an den Reichtümern und am Heiligtum Gottes, kommt es letzten Endes immer auf dasselbe heraus, dass in allem Geschehen und Erleben auch gerade des Volksganzen die Verbindungslinie gefunden und gezogen wird zum ewigen Sinn alles gottgewollten Geschehens. Es muss klar werden: ihr verkleinert ungebührlich das wahrhaft Grosse eures Erlebens, auch wenn es euch noch so sehr auf der Basis rein diesseitig-völkischer Erfahrungen zu stehen scheint, wenn ihr bei letzteren Halt macht und sie zum Selbstzweck erhebt. Erst wenn auch sie transparent werden für das Ewige, stehen sie im gottgewollten Sinne und in ihrer eigentlichen Bedeutung da. Die christliche Kirche verkleinert nichts und verringert nichts am grossen völkischen Erleben, wenn sie diese Beziehung herstellt, sondern sie rückt die Dinge erst ins rechte Licht und bewahrt sie so vor dem Fluch des Vergänglichen, dem ohne das Band zur Ewigkeit hin alles unterworfen ist.

Gewiss ist solch ein Dienst der Kirche am Volkstum nicht leicht, sowohl was seine prinzipielle Klarheit als was seine Erfahrung betrifft. Das Ziel wird einem dabei oft undeutlich vor Augen stehen, ohne dass man den Weg dazu kennt. Und die Berechtigung solch einer Art kirchlichen Wirkens mag einleuchten, ohne dass man recht weiss, wie man sich dabei verständlich machen soll. Eine allgemein gültige Methode lässt sich gewiss hierbei weniger als für andere entscheidende Lebensfragen angeben. Die Siebenbürger Kirche etwa hat oder hatte in ihren stolzen Kirchenburgen als Symbolen ihrer Macht die Möglichkeit, inmitten ihres Volkes das deutliche Machtwort für seine Gesamtentwicklung zu sprechen. Bei uns sind die Dinge anders geworden und gewachsen, und die Kirche täte etwas Verkehrtes, wenn sie angesichts der schwierigen Lage eine Herrschaftsrolle auf sich nehmen wollte, die ihr nicht zusteht nach Gottes Rat. Nur das Eine wird auch unsere Volksgruppe wieder beherzigen müssen: der Dienst der Kirche soll wieder ernst genommen werden. Sie will

diesen Dienst üben am Ganzen unseres Volkstums, an der organischen Einheit von Leib und Seele. Sie kann ihn nicht anders leisten, als im Gehorsam vor ihrer hohen und ewigen Sendung, selber dem dienend, der der Herr seiner Kirche auf Erden ist. Aber eben damit ist es echter, rechter kirchlicher Dienst, der nicht nebenbei auch etwas zu bedeuten hat in der Selbstgestaltung eines Volkskörpers, sondern dem hierbei eine einzigartige und ausschlaggebende Aufgabe anvertraut ist: dafür zu sorgen, dass das Ewige nicht zu kurz komme in der Neugestaltung des Volksorganismus, wo irgend davon die Rede sein kann.

Auch für unsere Volksgemeinschaft erwächst von hieraus die Aufgabe, darauf zu achten, dass für ihre Beurteilung die Arbeit der Kirche nicht gleichsam unter Ausschluss der Öffentlichkeit erfolge, als Winkelsache, Geheimprozess oder letztlich belanglose dekorative Spitze eines auch ohnedem bestehenden ragenden Quaderbaues. Es muss vielmehr klar werden, dass Volkstum haben bedeutet, ein gemeinsames Seelenleben haben und dass darum jede segensreiche Arbeit auf eine wirkliche Volksgemeinschaft hin hoffnungslos ist, solange der Dienst an der Seele, das seelsorgerische Wirken nicht irgendwie als entscheidender Faktor hinter allem sonstigen Arbeiten und Wirken steht. Dieser Dienst an der Seele aber ist der eigentliche Dienst der evangelischen Kirche. Sie kann ihn sich nie verbieten lassen und muss ihn sendungsgemäss erfüllen, wenn nicht mit Wissen und Anerkennung von Seiten irdischer Instanzen, dann gegen sie. Aus letzterem kann für Volkstum und Kirche Unheil auf der ganzen Linie wachsen, über das auch stolzeste Leistungen auf allen Gebieten des Volkslebens auf die Dauer nicht hinwegtäuschen können.

Wir sind noch nicht Kirche inmitten des Chaos dieser neuen Zeit, wir sind heute wohl besonders weit davon entfernt. Aber wir wollen es werden in der tiefen Überzeugung, dass das auch zum Heil unseres Volkstums gereicht, dass in der Erbauung der Gemeinde immer zugleich der segensreiche Aufbau des Volksganzen gewährleistet ist.



# Muttersprache und Volkstum <sup>1)</sup>

*Von Direktor i. R. Arvid Unverhau*

Überall und zu allen Zeiten ist die Muttersprache als bedeutendes Gut empfunden worden, und wenn äussere Gewalten den Versuch machten, eine angestammte Sprache in ihren Rechten zu verkürzen, so stiessen sie auf Widerstand und erweckten mit ihren Massnahmen Hass und Erbitterung. Worin besteht aber die Bedeutung dieses Gutes? Diese Frage müssen wir zu klären versuchen. Sonst laufen wir Gefahr, diese Bedeutung immer noch zu unterschätzen und unserer Muttersprache die Achtung, die wir ihr gefühlsmässig zuerkennen und vielleicht grundsätzlich zollen, im täglichen Gebrauch vielfach schuldig zu bleiben.

Wenn ich ein starkes Erlebnis gehabt habe, sei es Leid gewesen oder Lust, so muss ich diese Last von der Seele wälzen, muss diese innere Fülle bannen, sonst ersticke ich an ihr. Soll ich aber mein Herz ausschütten, d. h. aussprechen, was mich in tiefster Seele bewegt, so kann ich das nur in einer Sprache, mit der ich aufs innigste verwachsen bin. Es ist doch so, wie es Schenkendorf sagt:

» . . . soll ich beten, danken,  
Geb' ich meine Liebe kund:  
Meine seligsten Gedanken  
Sprech' ich wie der Mutter Mund.«

Die Sprache ist also Stimme seelischer Zustände und Vorgänge. Ja, diese Stimme erscheint uns geradezu als unsere Seele selbst. Wer mir die Muttersprache verbietet, verbietet mir meine Seele. So haben wir es im Kriege empfunden, als man uns plötzlich den öffentlichen Gebrauch unserer Sprache verbot, als dieses Verbot sogar auf den brieflichen Verkehr ausgedehnt wurde. Unsere Seele sollte sich nicht zeigen dürfen. Unsere Seele sollten wir verleugnen. Das haben wir als schmählliche Vergewaltigungen, als tiefste Demütigung empfunden, und wer dieser Empfindung nicht fähig gewesen wäre, den hätten wir verachtet.

---

<sup>1)</sup> Aus der reichen Literatur zu diesem Thema sind vor allem mehrere einschlägige Schriften von Leo Weisgerber berücksichtigt worden, insbesondere seine aufschlussreiche Arbeit *Muttersprache und Geistesbildung*, Göttingen 1929.

Die innige Verbundenheit unseres geistigen Seins mit der Muttersprache zeigt sich indessen erst ganz, wenn wir nicht bloss ihre Verwendungsmöglichkeiten ins Auge fassen, sondern die Frage beantworten: was gibt sie uns, ja, was macht sie aus uns?

Wir finden unsere Muttersprache vor; sie ist unser Erbe. Aber dieses Erbe wird uns nicht mit unserem Blute zuteil, wie es mit unseren körperlichen und geistig-seelischen Anlagen der Fall ist, mit unseren Fähigkeiten und Neigungen. Wir müssen es erwerben, um es zu besitzen. Das Kind übernimmt die Sprache von den Sprechenden, unter denen es aufwächst. Es übernimmt sie im Hören und Sprechen »als die zunächst unverstandene, dann halb und halb erratene, sich erschliessende, allmählich geläufig werdende, zuletzt beherrschte« Sprache<sup>2)</sup>. Als die »zuletzt beherrschende Sprache« sollten wir eigentlich sagen, denn »was wir ‚eine Sprache beherrschen‘ nennen, ist vielmehr das innere Beherrschtsein von ihr.«<sup>3)</sup> Je mehr der heranwachsende Mensch an seiner Muttersprache Anteil gewinnt, um so mehr wird er von ihr beherrscht, d. h. um so mehr zwingt ihn die Sprache, sich innerlich ihr anzugleichen. Die einzelnen Worte und Wendungen, die jeweilige Wortfolge, der jeweilige Akzent und Tonfall,<sup>4)</sup> alles in der Sprache ist Träger »geistiger Inhaltsformungen, ... eine unübersehbare Fülle von Kategorien der Auffassung, des Denkens und Begreifens selbst«, aber auch zugleich der Wertbetonungen und damit des Wertempfindens und jeglicher Art innerer Stellungnahme.<sup>5)</sup> Indem der Mensch sich sprachlich entwickelt, entwickelt er sich auch geistig-seelisch: je tiefer er in die Sprache eindringt, um so mehr eignet er sich eine Fülle von Kategorien der Auffassung an, um so mehr erwirbt er sich die Fähigkeit zur geistig-seelischen Stellungnahme.

So verdanken wir in hervorragendem Masse der Sprache unsere geistig-seelische Menschwerdung, und mit Recht darf Herder sagen: »Nur die Sprache hat den Menschen menschlich gemacht.«

In Folgendem seien einige Beispiele für den Beitrag der Sprache zur geistig-seelischen Entwicklung des Menschen angeführt.

Gesetzt, ein Kind kenne das Wort Pferd<sup>6)</sup>. Was sieht es zu-

---

<sup>2)</sup> N. Hartmann, Probleme des geistigen Seins, S. 183.

<sup>3)</sup> N. Hartmann, a. a. O. S. 185.

<sup>4)</sup> Vgl. Alfred Blumenthal, Ztschr. für deutsche Bildung, Jahrgang 1936, Heft 1, S. 45, (die Beispiele unter »Satzbildende Modulation«).

<sup>5)</sup> N. Hartmann, a. a. O. S. 187 f.

<sup>6)</sup> Vgl. Leo Weisgerber, Muttersprache und Geistesbildung, S. 60.

nächst am Pferde? Auf diese Frage gibt es natürlich viele kindliche Antworten. Eine von ihnen lautet: »Das Pferd hat vier Beine, an jeder Ecke eins«. Nach dieser Beschreibung hat das Kind am Pferde nicht mehr bemerkt, als es auch etwa an Stühlen und Bänken kann. Freilich setzt es wohl als selbstverständlich voraus, dass das Pferd ein lebendiges Wesen ist. Was will jedoch das bedeuten? Für die ungehemmte Phantasie des Kindes vermögen Stühle und Bänke jederzeit Leben zu gewinnen. Und nun hört es, wenn von Pferden die Rede ist, immer wieder die Benennung Schimmel, Rappe, Fuchs, Scheck. Da wird es auf die Farbe des Pferdes aufmerksam und unterscheidet jetzt die Pferde unter dem Gesichtspunkt der Farbe. Nicht, dass es jetzt etwa erst die sinnliche Empfindung der Farbe hätte. Das Auge hat die Farbe schon früher wahrgenommen, die Sprache hat ihm nur das Verständnis für sie geöffnet.<sup>7)</sup> Und mit der Bereicherung seines Wortschatzes wird es ihm möglich, das Pferd unter immer neuen Gesichtspunkten zu betrachten: es fasst es unter dem Gesichtspunkt der Ansehnlichkeit und Unansehnlichkeit als Ross, Mähre oder Klepper auf; unter dem des Geschlechts als Hengst oder Stute; unter dem der Arbeitsverwendung etwa als Streitross oder Ackergaul. Nicht aber, weil das sprechen lernende Kind allmählich das Bedürfnis hat, all diese Unterscheidungen zu machen, eignet es sich die betreffenden Wörter an, sondern umgekehrt: die Wörter veranlassen es, Unterscheidungen vorzunehmen, und so erhält es eine viel reichere Welt und hat sich vor allem eine Reihe von Gesichtspunkten erworben, hat unter ihnen zusammenfassen, ordnen gelernt. Jedes neue Wort »organisierte seine Begriffe zu hellerer Wahrheit« (Herder<sup>8)</sup>).

\*

Wenn indessen die Sprache unsere »Begriffe organisiert«, wenn sie uns mit neuen Begriffen beschenkt, so handelt es sich keineswegs nur um Gedankenformung, also nur um Förderung unseres Gedankenlebens. Mit so manchem dieser Begriffe erhalten wir ja erst den leitenden Faden, an dem wir uns in dem Labyrinth unserer Brust zurechtfinden können. Die Sprache leuchtet also auch in unser Gefühls- und Empfindungsleben hinab und erleuchtet es. Ja, sie enthält viele Elemente, die wir überhaupt nur gefühlsmässig erfassen. Nicht

<sup>7)</sup> Vgl. L. Weisgerber, a. a. O. S. 22 ff.

<sup>8)</sup> »Briefe, den Charakter der deutschen Sprache betreffend«, 1. Brief.



verstandesmässig, sondern gefühlsmässig unterscheiden wir z. B. zwischen Haupt und Kopf — Aar und Adler — Hain und Wäldchen — entfliehen und verduften, auskratzen, sich auf die Socken machen — sterben, verscheiden, entschlafen, heimgehen, krepieren, verrecken, ins Gras beissen — Unglück und dem uns allen geläufigen Fremdwort *Malheur* — Mut und *Courage* usw.<sup>9)</sup> Wenn wir mit der Sprache so weit vertraut sind, dass wir unter den genannten oder ähnlichen Ausdrücken beim Sprechen die richtige Wahl treffen, so haben wir den Beweis dafür, dass uns die Sprache Blick und Gehör geschärft hat für alle möglichen, derben und feinen Schattierungen und Modulationen mannigfacher Gefühlswerte. Die Sprache hat also einen nicht geringen Anteil an der Verfeinerung unseres Gefühls- und Empfindungslebens.

Auch unsere sittliche Einstellung erhält durch die Sprache ganz bestimmte Antriebe. Wir haben z. B. das Wort *ritterlich*. Es umschreibt die Gesinnung, die das Rittertum in der Zeit seiner Blüte von jedem echten Ritter forderte. Der echte Ritter sollte nicht nur tapfer sein, nicht nur reiten und fechten können, nicht nur edlen Anstand zeigen, er musste auch jederzeit bereit sein, gegen das Unrecht zu Felde zu ziehen, er musste jederzeit bereit sein, das Schwert im Dienste der Schwachen, der Hilfsbedürftigen zu führen, er musste gegen seinen Feind Grossmut beweisen. Nun, wir wissen es alle: nicht immer hat das Rittertum diese Gesinnung gezeigt; es entartete. Aber das Ideal der Ritterlichkeit ist in dem Worte *ritterlich* bis zum heutigen Tage lebendig geblieben und tritt an jeden deutsch sprechenden Menschen als Mahnung, als Forderung heran, immer wieder, auf dem Sportplatz und im Kameradschaftsleben oder wo es sonst sein mag. Das ist erzieherisch doch wohl nicht gleichgültig. »Was im Reich der Wahrheit gilt, gilt kräftiger noch im Reich des Rechts und der Sitten... unsere ersten Begriffe über sittliche Gegenstände und Verhältnisse empfangen wir, da sie ihrer Natur nach unsichtbar sind, durch

---

<sup>9)</sup> »Gewiss ist der Kampf gegen die Verwelschung berechtigt und sogar geboten...; doch muss leider festgestellt werden, dass im Kampf gegen das Fremdwort nicht selten Unberufene in den vordersten Reihen stehen. Es zeugt doch nicht von Sachkenntnis, wenn z. B. Gegner des Fremdwortes keine Bedenken haben, Komödiant durch Schauspieler zu ersetzen oder Respekt durch Achtung, kokett durch gefallsüchtig. Eine derartige, den Nebensinn und den Gefühlswert der Wörter ausser acht lassende »Aufwertung« der Sprache muss als Endergebnis Sprachentwertung zeitigen.« Alfred Blumenthal, *Zeitschrift für Deutschkunde*, 49. Jahrgang, Heft 9, S. 650.

Worte. Wie mächtig wirken diese sittlichen Worte! Unauslöschar bleiben sie im Gemüt und formen Charaktere, Gewohnheiten, Sitten...«<sup>10)</sup>

Wenn nun ein Volk in seinem Wortschatz keinen Ausdruck des gleichen Inhalts wie unser »ritterlich« besitzt, sei es, dass es niemals ein Ideal der »Ritterlichkeit« in deutschem Sinne aufgestellt hat, sei es, dass sich der sprachliche Niederschlag solch eines Ideals aus irgend einem Grunde nicht erhalten hat, so mag es ihm nicht immer leicht fallen, zu einer wirklich ritterlichen Gesinnung zu gelangen. Herder<sup>11)</sup> sagt dazu: »Ein Volk hat keine Idee, zu der es kein Wort hat: die lebhafteste Anschauung bleibt dunkles Gefühl, bis die Seele ein Merkmal findet und es durchs Wort dem Gedächtnis, der Rückerinnerung, dem Verstande, ja endlich dem Verstande der Menschen, der Tradition einverleibt...«

\*

Damit kommen wir zu wichtigen Folgerungen.

Es gibt ja viele Sprachen, und diese unterscheiden sich nicht nur klanglich, sondern vor allem auch inhaltlich voneinander, und zwar in gleichem Masse, als sich die Völker von einander unterscheiden. Denn jedes Volk legt seine Gemütsart, seine Gesinnung, seine Weltauffassung, so wie es diese seiner Anlage gemäss nur haben kann und seiner Geschichte gemäss ausgebildet hat, in seiner Sprache nieder. Wir lernen folglich mit der Sprache, in der wir uns entwickeln, eine ganz bestimmte Art des Denkens, Fühlens, Schauens. Es ist also nicht gleichgültig, in welche Sprache wir hineinwachsen, welche Sprache wir am meisten gebrauchen, von welcher Sprache wir uns — zumal in den Entwicklungsjahren — am meisten beeinflussen lassen.

Als Beispiele für das in den Sprachen zu Tage tretende Eigengepräge, es mag dieses nun im einzelnen recht belanglos erscheinen oder nicht, seien einige durchaus alltägliche Wendungen und Wörter angeführt:

Es heisst auf deutsch: der Vogel erhebt sich in die Luft. Die entsprechende russische Wendung hat statt des »in« die Präposition »auf«. Zwei völlig verschiedene Vorstellungen! Der Deutsche sieht einen Luft r a u m, in den der Vogel eindringt, in den er sich hinauf-

---

<sup>10)</sup> Herder, Briefe, den Charakter der deutschen Sprache betreffend, 1. Brief.

<sup>11)</sup> Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, IX, 2.

schwingt, in den er emporklimmt. Ganz aus dem Geist der deutschen Sprache heraus dichtet Lenau: »An ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft«. Oder er sagt vom Lenz: er »schleudert seine Siegraketen, die Lerchen, in die Luft.« Kühne Bilder, aber für jeden Deutschen überzeugend, weil sie dem Genius der deutschen Sprache gerecht werden. Und nun der Russe: er sieht eine Luftmasse, auf die sich der Vogel mit seinen Flügeln stützt, gegen die er sich stemmt, um sich auf diese Weise emporzuarbeiten. Da uns diese Vorstellung fremd ist, haben wir auch keine annähernd ähnliche Wendung. Sagen wir: der Adler kreist über dem Abgrund, so sehen wir bloss die Fluglinie. Heisst es: der Adler schwebt, so sehen wir zwar wie der Russe die ausgebreiteten Schwingen, im übrigen jedoch nur ein lang-sames Dahingleiten im Luftraum und nicht irgend etwas, an dem er sich gleichsam emporstemmte. Ganz im Einklang mit der deutschen Vorstellung gebraucht Schiller für den schwebenden Adler das Bild:

Im einsamen Luftraum  
Hängt . . . der Adler . . .

Wenn wir sagen: »in der Sonne war es warm«, so sehen wir einen sonnendurchfluteten Raum; der Russe gebraucht wieder statt des »in« ein »auf«: selbstverständlich denkt er dabei ebensowenig wie der Deutsche in seiner Wendung an den Sonnenball; er sieht jedoch statt des Raumes eine sonnenbeschienene Fläche.

Von klein auf sind wir gewohnt, den Hahnenschrei mit Kikeriki zu bezeichnen. Der Franzose sagt dafür coquerico, der Russe »кыкаека!« Wir sehen nicht nur so, wie die Sprache es uns vorschreibt, sondern wir hören auch so. Und wir fühlen auch so.

Unser »Du« ist die Anrede der Vertraulichkeit. Zwischen den Gatten ist sie üblich. Sie ist üblich zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern, Freunden, Kameraden. Das ist nicht überall so, z.B. nicht bei den Engländern. Nun fehlt dem Engländer keineswegs das wurzelhaft gleiche Wort wie unser »du«. Das englische thou jedoch ist nicht die Anrede der Vertraulichkeit, sondern wird nur in der altertümlichen Redeweise, in der feierlich gehobenen, dichterischen Sprache und im Verkehr mit Gott gebraucht. Wenn nun auch wir im Gebet Gott mit »du« anreden, so geschieht das dem uns eigentümlichen Sprachgebrauch zufolge aus einer ganz anderen seelischen Haltung heraus. Das »du« in unserem Gebet weiss nichts von der Gehobenheit des feierlichen, eine gewisse Ehrerbietung heischenden englischen thou. Es bringt uns eher ein Kindesverhältnis zum Bewusstsein und mahnt

uns an das herzliche Vertrauen, das ein Kind zu seinem Vater im Himmel haben soll. — Eine noch andere Verwendung dieses Pronomens ist aus dem Russischen bekannt: mit »du« redet — ich weiss freilich nicht, ob das noch für die Nachkriegszeit zutrifft — der sozial höher stehende Mensch den sozial tiefer Stehenden an. Das zwölfjährige Herrenkind pflegte ohne weiteres den alten, langbärtigen Kutscher zu duzen, während er dieses Kind siezte. Für unser Empfinden ein unmöglicher Sprachgebrauch! Das du wird dadurch zum Ausdruck der Geringschätzung. So hat es jedenfalls eine russische Schulbehörde empfunden, als sie einmal einem Deutschlehrer, der seine neun- bis vierzehnjährigen Schüler duzte, einen förmlichen Verweis erteilte: er behandle »verächtlich« seine Schüler, welche Kinder geachteter Eltern seien.

Der Franzose sagt: le bon Dieu. Die entsprechende deutsche Wendung lautet: der liebe Gott. Nicht, dass deshalb der Deutsche an Gottes Güte zu zweifeln brauchte! Es liegt ihm nur daran, die Innigkeit seiner Beziehung zum Ausdruck zu bringen. Bezeichnend übrigens ist es, wie häufig der Deutsche das Attribut »lieb« gebraucht, wo in den entsprechenden Wendungen der meisten übrigen Sprachen entweder ein anderes oder gar kein Attribut steht: z. B. seine liebe Not, seine liebe Sorge mit den Kindern haben. Nun ja, die Kinder machen schon Not und Sorge — aber es sind eben die Kinder! Da ist es eine liebe Not, eine liebe Sorge. Oder: das liebe (tägliche) Brot; nun ja, es ist eben die liebe Gottesgabe, die wir im Gebet erflehen. Oder: du lieber Himmel! Um des lieben Friedens willen; er arbeitet den lieben langen Tag; lieb Kind hat viele Namen usw.

An Stelle des deutschen Wortes »Heimat« heisst es in manchen Sprachen (z. B. im Französischen, Russischen, Lettischen) »Land der Geburt« oder ähnlich. Natürlich ist auch Heimat — Land der Geburt, nur fehlt letzterer Wendung völlig der Gefühlston, der uns aus dem Wort Heimat entgegenklingt<sup>12)</sup>. Diesen Gefühlston hören wir so recht, wenn wir an das Wort »anheimeln« denken, ein Verb, für welches ich in den mir bekannten Sprachen auch nicht ein annähernd entsprechendes Wort gefunden habe. Übrigens genügt uns auch begrifflich nicht ganz der Ausdruck »Land der Geburt«. Ich kenne Söhne und Töchter von Leuten, die in der Fremde (Moskau, Finnland, Warschau) geboren sind, dennoch unser Land ihre Heimat nennen. Man

<sup>12)</sup> Man beachte übrigens Ciceros: »quae est domestica sede iucundior?«



denke auch an Chamisso. Mit neun Jahren verlässt er das Land seiner Geburt; als Zwanziger verbringt er eine längere Zeit in Frankreich; später träumt er sich als Kind zurück und schreibt das tief empfundene Gedicht »Das Schloss Boncourt«; und doch dichtet er als Dreissiger die ergreifenden Verse:

Heimkehret fernher aus den fremden Landen,  
In seiner Seele tief bewegt der Wanderer;  
Er legt von sich den Stab und knieet nieder,  
Und feuchtet Deinen Schoss mit stillen Tränen,  
O deutsche Heimat! — Woll' ihm nicht versagen  
Für viele Liebe nur die eine Bitte:  
Wenn müd am Abend seine Augen sinken,  
Auf Deinem Grunde lass den Stein ihn finden,  
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

Nein, es ist klar: für uns Deutsche — und Chamisso ist Deutscher geworden — bedeutet Heimat etwas anderes, als bloss: »Land unserer Geburt.«

Deutsch »erziehen« — russisch »wospitatj«. Das deutsche Verb bedeutet so viel wie emporziehen, zu einem höheren Ziel führen, leiten. Das Verb ziehen ist wurzelverwandt mit dem lateinischen ducere = führen, dem französischen duc = Herzog. Was ist der Herzog? Der »Heerführer«. Auch im Wort »Erzieher« steckt immer etwas vom Begriff des »Führers«. Demgegenüber handelt es sich im russischen Verb um etwas ganz anderes. Zwar haben wir in der Vorsilbe auch ein »empor«, »hinauf«, pitatj heisst aber ernähren, pitanije Nahrung. Man wäre versucht, das Verb wospitatj wörtlich durch »auf-füttern« zu übersetzen, nur dürfte man darüber gar zu leicht vergessen, dass in diesem Fall wohl nur von geistigem »Futter« die Rede sein kann oder sein sollte. Wie dem aber auch sei — sicherlich erweckt das russische Verb in uns eine ganz andere Vorstellung als das deutsche. Ebensowenig vom Inhalt des deutschen »erziehen« enthält das lettische Verb; es bedeutet soviel wie »wachsen lassen«.

Aus diesen wenigen Beispielen, die sich natürlich beliebig vermehren lassen, erhellt wohl zur Genüge, dass jede Sprache ihr Sondergepräge hat. Nicht mit Unrecht pflegt man die Sprache das Gedächtnis eines Volkes zu nennen. Treulich bewahrt sie auf, was ihr das Volk von seinem Wesen und von seinen Erlebnissen im Laufe der

Zeiten anvertraut hat<sup>13)</sup>. Und wer sich dieses »Gedächtnisses« bemächtigt hat, d. h. seine Muttersprache beherrscht und von ihr beherrscht wird, der ist selber ein Gefäß geworden, das Seele und Geist des Volkes aufgenommen hat, dem er angehört. Ja, gerade dadurch ist er eins geworden mit seinem Volke<sup>14)</sup>.

\*

Das ist die Bedeutung der Muttersprache für den einzelnen. Und was bedeutet sie für das Ganze der Sprachgemeinschaft, für das Volk?

Die gemeinsame Muttersprache bewirkt eine gleichartige Weltauffassung, aus der heraus der einzelne Volksgenosse denkt, fühlt, will, handelt. »Die Sprachgemeinschaft ist die Voraussetzung für alle andere Gemeinschaft, nicht nur, weil sie erst die Verständigung ermöglicht, sondern vor allem, weil sie die Grundlage der Verständigung, die gemeinsame Weltauffassung vermittelt... alle Angehörigen einer Sprache stehen einander näher als irgendwelchen anderen Gemeinschaften, man muss schon sagen, sie sind schicksalsmässig mit ihrer Sprache verbunden«<sup>15)</sup>.

Ein Volk ist freilich nicht nur Sprachgemeinschaft. Es ist auch Blutsgemeinschaft, ist auch Schicksalsgemeinschaft. Immer und überall jedoch ist die gemeinsame Sprache die stärkste Stütze des Volkstums gewesen. »An der Besinnung auf die gemeinsame Muttersprache wächst das Zusammengehörigkeitsgefühl, wächst der Wunsch,

---

<sup>13)</sup> Vgl. hierzu O. Weise, Unsere Muttersprache; besonders die Abschnitte: »Beziehung der Sprache zur Volksart« und »Der Wortschatz ein Spiegel der Gesittung«.

<sup>14)</sup> Auf das interessante Problem der Mehrsprachigkeit kann hier nicht ausführlich eingegangen werden. Immerhin sei auf folgendes hingewiesen: Wohl nur äusserst selten kommt es vor, dass mehrere Sprachen von einem Menschen in wirklich völlig gleichem Masse »beherrscht« werden; jedenfalls hat eine von ihnen am meisten zu seiner Entwicklung beigetragen. Das ist dann seine Muttersprache, auch wenn sie nicht die erste Sprache gewesen ist, die er gesprochen hat. In den gewiss nur sehr wenigen Fällen, in denen sich jemand gleichzeitig unter dem gleich starken Einfluss mehrerer Sprachen entwickelt hat, ist auch meist eine gewisse Unsicherheit in der Weltauffassung, eine gewisse Verwaschenheit der Gesinnung, eine gewisse Verständnislosigkeit für völkische Eigenart oder wenigstens Gleichgültigkeit gegen sie nicht zu verkennen.

<sup>15)</sup> L. Weisgerber, Muttersprache und Geistesbildung, S. 101.

auch als Einheit zusammenstehen und zu wirken«<sup>16)</sup>. Es ist schon so: mit der Sprache steht und fällt ein Volk.

Damit ist denn auch das Verhältnis des einzelnen zu seiner Muttersprache von einer neuen Seite gekennzeichnet. Wie weit ich meine Muttersprache beherrsche oder nicht, ist keineswegs meine persönliche Angelegenheit; das ist Gemeinschaftssache. Vor der Gemeinschaft bin ich für das Mass meiner Sprachbeherrschung verantwortlich. Jeder einzelne wird durch seine Sprache der Sprachengemeinschaft eingegliedert, wird von ihr getragen; da ist es seine Pflicht, nun auch seinerseits die Gemeinschaft mitzutragen. Er hat an seinem Teil dafür zu sorgen, dass der Stand der Muttersprache, wie er auf ihn gekommen ist, ungeschmälert und unverfälscht erhalten bleibe. Wir können nicht alle unsere Muttersprache mit artgemässen neuen Ausdrücken glücklich bereichern. Das ist Sache der Meister des Wortes, der Sprachgenies. Wohl aber sind alle dafür verantwortlich, dass diese Sprache, die uns und unsere Sprachgemeinschaft trägt, nicht verkümmert, nicht verderbt auf eine jüngere Generation komme. Das gilt besonders überall dort, wo die Muttersprache dem zersetzenden Einfluss anderer Sprachen ausgesetzt ist.

Es ist also unsere Aufgabe:

Wir müssen so tief als möglich in unsere Muttersprache einzudringen bemüht sein, damit wir möglichst viel von ihrem Gehalt in uns aufnehmen. Wir müssen uns die Bereicherung unseres Wort- und Formenschatzes angelegen sein lassen, denn er vermittelt uns diesen Gehalt. Fort mit der gewohnten Nachlässigkeit beim Sprechen! Wir dürfen uns nicht mit dem ersten besten Wort begnügen, das uns auf die Zunge gerät. Wir müssen um das angemessene, das treffendste Wort ringen. Wir müssen mit der Muttersprache ringen im Sinne des »Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.«

Und wir dürfen nicht vergessen, dass jedes Wort einen Inhalt hat, einen ganz bestimmten Inhalt. Wir dürfen dem Wort nicht willkürlich einen ihm sprachgemäss nicht zukommenden Inhalt unterschieben. Wir dürfen es nicht seines Inhalts berauben. Das tun wir aber, wenn wir Worte gebrauchen, über deren Begriff wir keineswegs ins Klare gekommen sind, wenn wir gedankenlos nachplappern, was für uns nur mit ganz verschwommenen Vorstellungen verbunden ist, wenn wir phrasenhaft werden, wenn wir mit Schlagwörtern hausieren

---

<sup>16)</sup> L. Weisgerber, a. a. O. S. 102.

gehen. Ja, die Schlagwörter! Wir sollten einen unerbittlichen Kampf gegen sie führen.

Wenn eine Münze von Hand zu Hand geht, so mag schliesslich die Prägung unkenntlich werden, so mag schliesslich die Münze an Gewicht und Wert verlieren. Wenn aber ein Schlagwort, ein Modewort von Lippe zu Lippe geht, wenn es schliesslich durch aller Leute Mäuler gegangen ist, dann ist sein Inhalt sicherlich verwertet, und mag er ursprünglich auch der bedeutsamste gewesen sein. Dann ist das Wort zu jenem geworden, das sich bekanntlich einstellt, wo eben die Begriffe fehlen, dann ist es zu einer Hülle geworden, hinter der nichts steckt. Diese »Nusschalen leerer Worte«, diese »Hohltöne«, diese »leeren Formeln, aus denen der Geist ihrer Erfinder längst entflohen ist«, und die »den leeren Kopf zu einem desto lauterem Schwätzer« machen, sollten nicht nur, wie es Herder<sup>17)</sup> wünscht, aus Wissenschaft und Philosophie, aus der sie »früher oder später durch den Umgang in die gemeine Rede« kämen, sondern aus dieser »gemeinen Rede« selbst weggefegt werden. Sie machen, dass schliesslich keiner mehr den anderen versteht, dass unsere Sprache — mit Hans Grimm zu reden — zerschwatz wird.

Wie sollen wir aber diesen Kampf gegen das Schlagwort beginnen? Immer damit, dass wir bei uns selber den Anfang machen: indem wir selber bemüht sind, jedes Schlagwort zu vermeiden; indem wir, wenn wir uns doch zu seiner Verwendung gezwungen sehen, ernsthaft nach seinem eigentümlichen Sinn forschen und ernsthaft mit uns zu Rate zu gehen, wie weit wir das Recht dazu haben, das Wort im gemeinten Sinne zu gebrauchen. Aber auch dem lieben Sprachgefährten sollten wir es nicht ohne weiteres durchgehen lassen, wenn er unbedenklich mit Schlagwörtern um sich wirft. Häufig dürfte die Frage genügen: »Was meinst du mit diesem Wort?« In vielen Fällen würden wir die unumstössliche Gewissheit erhalten, dass mit dem Worte eigentlich gar nichts gemeint worden ist.

Und schliesslich sollten wir noch eine Aufgabe nicht vergessen — eigentlich die selbstverständlichste von der Welt: wir müssen unsere Muttersprache auch gebrauchen. Müssen wir uns das noch sagen? Ich glaube doch. Wir leben in einem vielsprachigen Lande, da ist es begreiflich, da ist es naturgemäss, dass wir uns häufig einer nichtdeutschen Sprache bedienen. Aber tun wir das nicht oft auch unnötiger-

<sup>17)</sup> »Briefe, den Charakter der deutschen Sprache betreffend«, 1. Brief.

weise? Auf Kosten unserer Muttersprache? Wir sollten uns und unsere Sprachgefährten doch daraufhin immer und immer wieder prüfen. — Und wie oft werden fremde Brocken in die Rede gestreut! Damit meine ich Wörter, die uns allen geläufig sind, die wir aber den anderen landesüblichen Sprachen entlehnen. Wie oft hört man in Gesprächen, an denen nur Volksgenossen teilnehmen, statt des deutschen »Wächter« oder »Schutzmann« oder »Hausmann« oder ähnlicher Wörter anderssprachige Ausdrücke — eine Nachlässigkeit, deren wir uns schon vor dem Kriege schuldig machten, und die wir uns auch jetzt zum Vorwurf machen müssen. Nicht anders steht es mit vielen Namen. Ein Name, der aus dem Geist der Sprache heraus entstanden ist, gehört zur Sprache. Vor unserer Sprachgemeinschaft sind wir dafür verantwortlich, dass der sprachliche Besitz, der unser Erbe ward, auch das Erbe der kommenden Generation werde, ungeschmälert und unverfälscht.

Von einer Muttersprache reden wir, weil sie die Sprache unserer Mutter ist. Sie ist es aber noch in einem anderen Sinne: ihr verdanken wir zu einem wahrlich nicht geringen Teil unsere geistige Gestalt. So ist sie denn unsere Mutter. Und ein guter Sohn und eine gute Tochter, die lieben ihre Mutter. Ein guter Sohn und eine gute Tochter versagen ihrer Mutter nicht den Platz, der ihr gebührt. Ein guter Sohn und eine gute Tochter verleugnen nicht ihre Mutter.

## Volkstum und Brauch

*Von Dr. Friedrich A. Redlich*

Häufig genug sprechen wir davon, dass etwas gebräuchlich oder ungebräuchlich sei. Wie steht es in diesem Zusammenhang mit den Begriffen Brauchtum, Sitte und Brauch, unter denen wir heutzutage dasselbe verstehen?<sup>1)</sup> Die persönliche Gewohnheit eines Menschen ist noch lange kein Brauch, wenn er auch täglich zur selben Zeit das Gleiche unternehmen kann. Er mag seine Gewohnheit ändern, und kaum jemand wird das als ein besonderes Ereignis werten. Nichts unbedingt Beharrendes haftet an der Gewohnheit. Das gilt ebenfalls für

---

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu L. Mackensen, Sitte und Brauch (= A. Spamer, Die Deutsche Volkskunde, Leipzig 1934), dessen Ausführungen der Verfasser zu Dank verpflichtet ist.



die Mode, die einem ständigen und oft willkürlichen Wandel unterworfen ist.

Brauchtum, Sitte und Brauch sind bis zu einem gewissen Grade wohl wandlungsfähig, gleichzeitig aber der Ausdruck eines festen Traditionskreises, in dem die Willkür des einzelnen nichts Ausschlaggebendes zu sagen hat.

Es gibt Sitten, die man üben kann, und solche, die man erfüllen muss. In jedem Fall steht der Ausübende unter einem Zwang, denn die Sitte ist zwangsläufig; sie ruht in bestimmten Aussenformen, die einen geregelten Ablauf der brauchtümlichen Handlung verlangen. Ein strenges Beobachten der Formen kann den Sinn eines Brauches verblassen lassen. Wenn wir heutigentags zu einem »Polterabend«, der der Hochzeit vorangehen muss, das Poltern der Kinder wohlwollend aufnehmen, so wissen wir genau, warum wir es tun; denn: »Scherben bringen Glück«. Das ist ein neuer Sinn, denn ursprünglich sollten durch den Lärm böse Mächte ferngehalten werden. Der neue Sinn hat die äussere Form erfüllt. Jeder Brauch aber, der sinnentleert wird, stirbt ab, wenn ihm keine neue sinnvolle Deutung gegeben wird.

Kaum ein nüchterner und vernünftiger Mensch würde, wenn er allein ist, auf den Gedanken kommen, einen sinnlosen Lärm zu verursachen. Zu Sylvester lässt man Raketen steigen, und trotz polizeilichen Verbotes hört man in Riga zum Jahreswechsel Revolverschüsse. Dass es auch hier bösen Geistern gelten sollte, weiss wohl kaum jemand der Schützen. Er fühlt sich mit anderen eins, die das Gleiche tun. Solange es der Jugend Spass macht, wird diese Sitte nicht völlig schwinden. Der Sinn des Brauches ist hier zum Vergnügen geworden, getragen wird aber dieser zur Gewohnheit entleerte Brauch durch die Gemeinschaft Gleichgesinnter, die zu jedem Brauchtum gehört.

Wie steht es jedoch mit dem Brauch, den der einzelne still für sich übt, wenn in der gleichen Neujahrsnacht jemand, mit dem Rücken zur Wohnungstür sitzend, einen Pantoffel hinter sich wirft und aus der Lage der Pantoffelspitze schliesst, ob er im neuen Jahr die Wohnung verlassen muss oder nicht? Wenn das junge Mädchen abends über eine Schüssel voll Wasser als Brücke ein Holzstück legt, um in der Nacht den künftigen Liebsten im Traum über die Brücke kommen zu sehen, hat auch das etwas mit der Gemeinschaft zu tun? Auch diese bei uns noch üblichen Bräuche sind insofern eine Gemeinschaftshandlung, als sie jeder bei gegebenem Anlass in gleicher überlieferter Form wiederholen kann und damit nicht allein dasteht. So erscheint

uns das Brauchtum, das niemand »machen« oder verordnen kann, als Ausdruck eines festen Kreises der Ausübenden, dessen Glieder sich bei gleichen Anlässen im wesentlichen gleich verhalten. Das Volk umfasst eine Menge solcher Kreise von Brauchtumsträgern, deren seelische Struktur sich im Innersten gleichbleibt.

Gewiss finden wir ähnliche Sitten oder Gewohnheiten bei den verschiedensten Völkern. Wir kennen die durch den modernen Verkehr über die ganze zivilisierte Welt verbreitete Mascotte, den Talisman, das Stoffäffchen des Automobilisten oder wie wir es sonst nennen wollen. Dieses Beispiel zeigt, dass zum Begriff der Sitte noch etwas gehört, was hier fehlt. Sitte und Sittlichkeit gehören zusammen. Diese erst macht die Gemeinschaft zu einem ganz bestimmten, wenn auch vielfach gegliederten, ethisch im grossen und ganzen einheitlich bestimmten Organismus. Wir kennen die deutsche Handwerks- und Kaufmannsehre, die den Ausschluss des unwürdigen Gemeinschaftsgliedes unerbittlich verlangte. Wir wissen von den deutschen studentischen Verbindungen hier bei uns, deren auf eine engere Gemeinschaft ständischer Art ausgerichteter Ehrbegriff in seiner spezifisch deutschen, ritterlichen Form Ausdruck der inneren Gemeinschaftshaltung war.

Wenn wir unser deutsches Volkstum hier im Lande als einen lebendigen Körper betrachten, der nicht sterben will, dann müssen wir auch um die Faktoren wissen, die neben dem Glauben, der Sprache und dem Blute unsere Gemeinschaft besonders angehen und prägen: deutsche Sitte und deutscher Brauch. Auch eine Volksgruppe steht und fällt genau wie ein Volk mit der Familie. So ist es zunächst das Haus, die Hausgemeinschaft, die den einzelnen von uns von den ersten Lebenstagen an umfängt.

Vor einigen Jahren erlebte ich in einer kleinen deutschen Landgemeinde während einer Taufe in der Notkirche die Teilnahme der ganzen versammelten Gemeinde im Gotteshause und nachher im Hause die von den Verwandten und Nachbarn getragene Geselligkeit. Jetzt muss ich mir sagen, dass bei ernstlichem Wollen auch in der Stadt die Aufnahme des kleinen Erdenbürgers und Volksgenossen als sichtbares Zeichen der Zusammengehörigkeit gestaltet werden kann. Als Ansatz dazu ist zu werten, dass im vergangenen Jahre in der Petrikirche zu Riga wieder einige Taufen während des Hauptgottesdienstes stattgefunden haben.

Sehen wir von den üblichen Patengeschenken und denen der Nä-

herstehenden ab, so finden wir in Riga vor 100 Jahren bei der Haus-  
taufe eine merkliche Anteilnahme der Taufgäste. Nach der Taufhand-  
lung legten die Gäste einen Silberrubel auf den Tauf Tisch, viele einen  
halben Silberrubel in das Taufbecken für den Küster. Der Vater des  
Täuflings schüttete das Geld vom Tische in die schwarzen Handschuhe  
des Pastors, zahlte jedoch selbst dem Küster und Prediger nichts. Dafür  
bewirtete er die Gäste, die ihrerseits durch ihre Zahlung dazu beigetra-  
gen hatten, dass der Täufling in die Gemeinschaft aufgenommen wurde<sup>2)</sup>. In zweckentsprechender Form könnten die deutschen Nachbarn  
auch heute ihre freudige Anteilnahme an dem neuen Volksgenossen  
äussern, eine Sitte, die den Siebenbürger Sachsen eine Selbstverständ-  
lichkeit ist und die nachbarliche Zusammengehörigkeit sofort auch auf  
den Jüngsten bezieht.

Und wenn unser hiesiger Täufling zur Taufe nicht geschrien hat  
und somit mit dem Namen einverstanden ist, wenn er ein »Speikind—  
Gedeihkind« ist und ihm die Haare vor Ablauf eines Jahres nicht ge-  
schnitten worden sind, dann hat der Rhythmus des Familienlebens das  
Kleine längst aufgenommen, ein Familienleben, das in den meisten  
Fällen bei unseren deutschen Bauern den Charakter einer grossen  
Hausgemeinschaft trägt, die häufig genug einen erfreulichen Kinder-  
reichtum aufweist. Der Vater ist das ausschlaggebende Haupt im Fa-  
milienleben; er verbürgt die Einhaltung der äusseren Ordnung, die  
sich bis auf die Sitzordnung zu den Mahlzeiten bezieht, die vielfach  
noch durch ein Gebet eingeleitet werden. Die geschlossene Hausge-  
meinschaft wahrt den Zusammenhang mit dem deutschen Nachbarn.  
In den vom Kreislauf der Natur diktierten Lebensgang fügen sich ihr die  
Ereignisse im Menschenleben ein.

Die Hochzeit wird von manchem deutschen Bauern des Gottes-  
ländchens nach alter deutscher Sitte begangen<sup>3)</sup>. Der »Brautdiener«  
bittet mit seinem formelhaften Spruch am Vorabend zur Hochzeits-  
feier, ein Spruch, der so nur in deutscher Sprache klingt, wenn die  
Wortwitze angewandt werden:

»... Ich bin ein ausgesandter Knote, ach ich wollt sagen ein  
ausgesandter Bote / Sie lassen den Herrn Wirt und die Frau Wir-  
tin samt ihrer ganzen Familie sehr freundlich einladen... / Bitte

---

<sup>2)</sup> F. v. Brackel, Aus den Lebenserinnerungen... (= F. Bienemann, Alt-  
livländische Erinnerungen, Reval 1911, VI).

<sup>3)</sup> Vgl. Rig. Rundschau 1935 Nr. 105. (T. v. Wichert) — Nachbarschafts-  
kalender 1937, 43.

nicht zu vergessen mitzubringen Gabel und Messer / Denn da wird viel sein zu fressen und zu saufen — ach, ich wollt sagen zu essen und zu trinken usw.«

Der deutsche Spruch ist an die deutsche Hochzeit gebunden. Er gehört zur Feier und ist an seinem Teile eine Gewähr für die Erhaltung des Volkstums.

Vor der Brautfahrt wird auf dem Lande ein Choral gesungen. Brautdiener und Bräutigam, Brautmutter und Braut fahren paarweise zur Kirche. Der Zug ordnet sich, rechts und links von Braut und Bräutigam — Brautmutter und Brautdiener, gefolgt von Brautjungen und Brautmädchen, die unseren städtischen Marschällen und Braut-schwestern entsprechen. Nach der Trauung jagen die Wagen zum Hochzeitsschmaus. Polka, Walzer, Volks- und Rundtänze folgen. Wie ich persönlich in der Gegend von Kuldiga festgestellt habe, sind die Reigen dem deutschen Bauern vielfach erst wieder aus der Stadt zugeführt worden, oder sie wurden in der Schule gelernt. Was tut es? Die Reigen sind deutsch und entsprechen dem Bauern. Wer selbst auf dem Rasen mitgetanzt hat, der spürt, dass es dazu gehört, und freut sich, dass auch Erwachsene mithalten. Diese völkisch betonte Geselligkeit bindet. Dazu gehört das Lied. Froh habe ich von jener Alten gehört, die Lied um Lied mitsingend, mit Leichtigkeit lernte, was die besuchende Jugend an Neuem mitbrachte.

Zeigt sich so, im ganzen genommen, bei unseren deutschen Bauern ein kräftig pulsierendes Gemeinschaftsgefühl in Familie und Nachbarschaft — wenn es sich nicht um Streusiedlung handelt —, so ist die Hausgemeinschaft in der Stadt nicht mehr das, was sie früher war, keine Gemeinschaft in umfassendem Sinne, die alle Glieder des Hausstandes umschloss, ob es sich nun um die Familie des Handwerkers oder Kaufmanns handelte. Denn Lehrling und Geselle wohnten ganz im Hause des Brotherren, wurden hier gespeist und gekleidet; sie nahmen, die Festzeiten der grossen Familie mit durchlebend, auch während des Arbeitstages an ihrem inneren Leben teil, was sich beispielsweise auch im gemeinsamen Besuch des Abendmahls äusserte.

Ausserhalb des Kreises der Familie vollzieht sich schon der Verkehr mit den Altersgenossen, die sich zu verschiedenen Gemeinschaften zusammenschliessen können. Zunächst ist es das Spiel, das das Kind mit dem ersten deutschen Kulturgut verwachsen lässt, das sich oft nicht ohne weiteres in eine andere Sprache umsetzen lässt. Man denke zum Beispiel an die vielen Abzählreime, die auch in Deutsch-

land zu Hause sind. Oder das Spiel selbst: wir hören wieder die alten Formeln, die das Spiel an unsere Sprache und unser Volkstum binden:

»Wir kommen aus dem Morgenland.  
Die Sonne hat uns schwarz gebrannt.  
Der Mond hat uns betrogen.  
Drum kommen wir gezogen.«

Die Sprecher stellen dann bekanntlich durch Gebärden einen Beruf dar, der von den anderen Kindern erraten werden muss. Ist es geschehen, müssen die fliehenden Darsteller gefangen werden. Oder denken wir an Martini und die Besuche der Verkleideten in den Häusern der Bekannten, eine Sitte der freundschaftlichen Besuche, die heutigentags hier und da selbst Erwachsene ausüben.

Sylvester-, Oster- und Johannibräuche sind genugsam bekannt. Von den Jahresfesten sei wenigstens herausgegriffen, das für uns ein besonders deutsches Gepräge hat. Der Nikolaustag am 6. Dezember, der unter den Tagen der Adventszeit hervorragt, ist vielen von uns auch heute noch eine Vorfeier für Weihnachten, zu der die Kleinen mit Geschenken bedacht werden. St. Nikolaus, der »Vetter des Weihnachtsmannes«, wie man wohl auch sagt, erscheint, straft und lobt und teilt kleine Gaben aus, oder er steckt ungesehen Süßigkeiten in Schuhe und Strümpfe der Kinder (Riga). Im übrigen benimmt sich Nikolaus wie Knecht Ruprecht. Weihnachten selbst, das Fest der Kinder, ist schlechthin die »deutsche« Weihnacht, die im Kreise der Familie zum Hauptfest des Jahres geworden ist.

Wunderlich genug, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass der nun auch bei Letten und Esten eingebürgerte deutsche Weihnachtsbaum erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei uns Eingang fand, während eine Vorstufe des heutigen Weihnachtsbaumes im Zuge der Gesamtentwicklung dieser deutschen Sitte im 16. Jahrhundert bei den Schwarzhäuptern Rigas und Revals zu finden war <sup>4)</sup>.

Weihnachten als Fest der Familie ist freilich in der vereinsmässigen sozialen Arbeit geradewegs in Gefahr. Es wird in manchen Fällen zu einer reinen Äusserlichkeit, zu einem Anlass für die organisierte Mildtätigkeit, wenn für manche Kinder ungelogen fünf bis sieben Mal Weihnachtsbescherungen veranstaltet werden, wobei der eine Organisator vom anderen nichts weiss. Deutsche Weihnachten gehören in

---

<sup>4)</sup> F. A. Redlich, Ein neuer Beitrag zur Geschichte des Weihnachtsbaumes. Niederdeutsche Zs. für Volkskunde, 1935, 234 ff.



den Familienkreis. In den meisten Fällen müssten wir dazu verhelfen können.

Der Ursprung mancher unsrer Feste kann in seinen Einzelheiten oft nur in mühsamer, wissenschaftlicher Forschung geklärt werden. Heidnisches und Christliches und Feste der verschiedenen Jahreszeiten verschlingen sich zu einer neuen, gültigen Form. Jedoch kann auch ein organisiertes Fest den Charakter eines Volksfestes annehmen, das zunächst durch die Regelmässigkeit seiner Wiederkehr einen festen Platz im Leben der Gemeinschaft einnimmt. Das seit 1927 meist am Himmelfahrtstage stattfindende Volks- oder Frühlingsfest in Riga kann immer mehr ein Ausdruck völkischer Einheit werden, das deutschen Brauch bewusst pflegt (Lied, Spiel, Tanz, Wettkampf u. a.), ebenso die beiden alljährlichen Verbandsfeste der deutschen Jugend.

Zu den Gelegenheiten, wo der Volksgenosse in geschlossener Einheit auftritt, wo seine Eigenart ein Fest prägt, da kann er gemeinsame Sitte spüren. Er kann es im kleineren Kreise seines Standes, in der Hausgemeinschaft, wo auch immer er mit Deutschen zusammentrifft. Eine von völkischer Sitte und deutschem Brauch erfüllte Kindheit ist das, was wir auch unseren Kindern als wertvolles Gut gestalten können, damit sie es als Glieder einer Kette von Geschlechtern weiterleiten können, sind doch die Kindheitseindrücke für das ganze Leben bestimmend. Eines jedoch ist zu beachten. Über dem Gedanken des einigenden Volkstums ist nicht zu vergessen, dass das Brauchtum gliedert und ordnet, dass es völkische Gemeinschaften der Interessen, des Standes und des Alters gibt, die ein jeder gesunder Volkskörper aufweist.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Gilden, die durch Jahrhunderte mächtige Körperschaften darstellten. Sie wurzelten im germanisch-deutschen Kulturkreise. Sie werteten ihre Glieder nach dem Prinzip der Auslese des Tüchtigsten. Der einzelne wurde von der Gesamtheit getragen und ordnete sich ihr unter. Ordnung, Zucht, Anstand und ein untrügliches Gefühl für Würde und Ehre des Standes herrschten. In diesen Gemeinschaften wohnte die Frömmigkeit neben dem Ehrbewusstsein. Im geselligen Brauch des damaligen Städters finden wir auch heute noch Lebendiges wieder, das vielfach allerdings nur noch auf dem Lande anzutreffen ist. Der aus dem Kreise der Grossen Gilde gewählte Maigraf zog feierlich zu Pferde in die Stadt, um damit den Einzug des Sommers zu versinnbildlichen. Maien (Birkenzweige) spielten dabei eine Rolle. Das Vogelschiessen zu Pfingsten

im sogenannten »Schützengarten« ausserhalb der Stadt, das, ursprünglich zur Wehrhaftmachung der Bürger dienend, den Schützenkönig ermittelte, entspricht den Bestrebungen unserer heutigen Schützenvereine. Fastnacht brachte nach den feierlichen, auch in Deutschland üblichen Auszügen und gegenseitigen Besuchen der kaufmännischen Gesellschaften als Ausklang den feierlichen Tanz um drei städtische Brunnen durch die Schwarzhäupter in Riga<sup>5)</sup>). Wenn wir an das Wassersprengen anlässlich des ersten Viehaustreibens im Frühling denken, erkennen wir, dass auch damals in der Stadt dem Wasser eine segenskräftige und vor Schaden bewahrende Wirkung zugeschrieben wurde. Eine treue Überlieferung hat diese Bräuche der Stadt bis an die Schwelle der Neuzeit bewahrt.

Nicht zuletzt hat die bis in unsere Zeit in besonders feste Formeln gebundene Tradition der Handwerker sie in den Zünften durch Jahrhunderte deutsch erhalten. Diese zeigt uns u. a. ein Amtsgerichtsprotokoll aus dem Jahre 1668 mit dem in strenge Regeln gebundenen Brauch bei der Freisprechung zum Gesellen. Das Amt der Tischler beruft sich auf »die alten ceremonien, so sie vor soviel Jahren gebraucht und im gantzen Römischen Reich« üblich seien. Ein in eine »Mönchskappen« gekleideter Gesell hält einen Sermon. Der Junge wird auf der Bank behobelt, schwarz bemalt und nachher mit folgenden Worten getauft: »Ich taufe dich im Nahmen des Schorfhobels und des Schlichthobels, der Rohbank und der Schruffbanks, bleib ein Gesell eine Zeitlang und ein Meister dein Lebelang.« Nun lautet das Protokoll weiter: »Dann gebe er ihm zwei Maulschellen und sagte dabey: das leide itz von mir, hierfür aber von keinem anderen, besonders wenn dich einer haut.« Später muss dann der neue Gesell mit seinem Paten das »Kartenspiel halten«, d. h. Karten schnell vom Tisch zu sich ziehen, während ihm der Pate mit Ruten auf die Hände schlägt »eben darumb, dass er sich der Geschicklichkeit und Behendigkeit befleissigen sollte...«<sup>6)</sup>). Allen diesen Handlungen liegt eine Symbolik zugrunde, die sich auf den neuen Stand, den Gesellenstand, bezieht. Prügel, die in der Erinnerung haften, machen die Bedeutung des Augenblicks besonders klar, eine Erkenntnis, die der Volksbrauch sich durch-

---

<sup>5)</sup> Vgl. F. A. Redlich, Sitte und Brauch des livländischen Kaufmanns (= Veröffentlichungen der Volkskundlichen Forschungsstelle am Herderinstitut zu Riga, Bd. III, Riga 1935).

<sup>6)</sup> Vgl. Rig. Rundschau 1926 Nr. 67. (Handwerkerbrauch in Riga vor 250 Jahren).

Land spiegelt seinen Charakter, sein Wesen wider. Es führt dieses feste Verbundensein mit der Natur und der göttlichen Schöpfung den Bauer zu einem Fühlen des Geborgenseins in Gott, zu dem sich der Nichtbauer erst mühsam durchringen muss.

Diese schlichte Bodenständigkeit meine ich hier nun aber nicht, sondern eine andere, die in ihren letzten Zusammenhängen wohl manche Ähnlichkeit mit der Bodenständigkeit des Bauern hat, die aber in mancher Beziehung in andre Ebenen weist.

Wir machen die Beobachtung, dass, wenn man ein Tier oder eine Pflanze künstlich aus ihrer Umgebung in eine ihr fremde bringt, sie verpflanzt, man zu Zielen gelangt, die zu erreichen keineswegs beabsichtigt war. Entweder sie gehen ein, sterben, oder aber sie nehmen rapide zu und werden zu einer Plage der Umgebung. Zum ersten Fall erinnere ich an die vielen missglückten Versuche, Pflanzen zu akklimatisieren oder Tiere zu importieren. Zum zweiten Fall an die Sperlingsplage in Amerika, wo der Staat jährlich Hunderttausende Dollars ausgeben musste, um die Nachkommen der vor ein paar Jahren von europäischen Auswanderern mitgebrachten Sperlinge auszurotten. — Als man in Australien zwecks Ausrottung der eingeführten Kaninchen ein Gebiet künstlich überschwemmte, bedurfte es nachher der Arbeit eines Soldatenregiments, das während eines Monats mühsam die Leichenhaufen verwesender Kaninchen fortschaffte.

Auch andere Eingriffe in die Natur rufen mitunter ganz unbeabsichtigte Veränderungen hervor. Wenn an der Windseite eines Waldes ein paar Bäume gefällt werden, so mäh't der nächste Sturm unter Umständen eine viele Hektar grosse Lücke in den Wald. In Deutschland richtete man vor dem Kriege an einzelnen Orten sogenannte »Musterforsten« ein — Wälder, in denen nur kerngesunde Bäume stehengelassen wurden. Ein jeder irgend als krank oder kränklich verdächtige Baum wurde da entfernt, ebenso alles Unterholz. So entstanden Wälder, die vielleicht weniger den Naturfreund, als den Holzhändler entzückten. Da geschah folgendes: eines Tages war der Wald auf Tausenden von Hektar von den Raupen eines Schmetterlings befallen, die den Wald in kurzer Zeit kahlfrassen. Augenzeugen schildern, wie sie ein knisterndes Rauschen hörten, als sie sich dem Walde näherten; es wurde durch die fressenden Raupen verursacht, und zentimeterhoch war der Boden mit dem Kot der Raupen bedeckt.

Die Ursache dieser Katastrophe wurde bald gefunden: da es keine hohlen Bäume und kein Unterholz gab, fehlten auch die Singvögel,

denn sie hatten nun keine Brutstätten; während der Brutzeit vertilgt aber eine Vogelfamilie (Eltern und Junge) viele hundert Raupen täglich. Der moderne Forstmann lässt im Walde in bestimmten Abständen sowohl hohle Bäume, als auch das Unterholz stehen.

Was diese Beispiele zeigen sollen, ist folgendes. Erstens: es sind in der Natur die Verhältnisse von Tier zu Tier, von Pflanze zu Pflanze, oder auch von Pflanze zu Tier und von Tier zu Pflanze sehr vielfältige. — Zweitens: die Gemeinschaft als Ganzes ist eine harmonische Einheit, in die ein künstlicher Eingriff unabsehbare Veränderungen, ja Verheerungen bringen kann, da man vielfach gar nicht ahnt, in welcher Weise die Harmonie des Ganzen gestört wird. — Drittens: haben sich in der Natur bestimmte Veränderungen vollzogen, haben sich beispielsweise Tiere oder Pflanzen angesiedelt, so bedarf es gewaltiger Anstrengungen, um diese Veränderungen wieder rückgängig zu machen.

\*

Wir Menschen stehen nicht ausserhalb der Natur; ebenso wenig unsere menschlichen Gemeinschaften. Unser Volkstum hier im Lande steht als natürliche Gemeinschaft genau so innerhalb der Natur und zwar der Natur dieses Landes.

Man kann durchaus den einzelnen Menschen gesondert betrachten und ihn danach charakterisieren, es dürfte aber eine solche Charakteristik sehr unvollständig ausfallen. Denn in seinem ganzen Wesen kann man den Menschen nur als Glied der Gemeinschaft, als Glied des Ganzen, als Glied des Volkstums verstehen. Wir wollen nun kurz dieses unser Volkstum als biologische Einheit, als natürliche Gemeinschaft betrachten.

Wir leben auf einem landschaftlich fest begrenzten Gebiet, das seinen landschaftlich ausgesprochenen Charakter hat. Wir leben recht nördlich, am Meer, in einem Lande, das ärmer als viele andere Länder, aber auch reicher als manche andere ist. Das Klima dieses Landes gilt als recht rauh: wir haben lange Übergangszeiten, einen kurzen Sommer, einen langen Winter. Wir leben als Volksgruppe keineswegs allein, sondern mit anderen Völkern, die viel zahlreicher sind, als wir. Wir leben in der Nachbarschaft grosser Völker und in der ständigen Gefahr, von Nachbarnvölkern überrannt zu werden. Wir waren durch die Jahrhunderte hindurch äusseren und inneren Angriffen ausgesetzt. Wir sind mehrere Mal fast vernichtet worden, wir haben uns aber immer wieder aufgerichtet. Unsere Geschichte ist

bis in die jüngste Zeit reich an Blutvergiessen gewesen. Und wir leben hier doch.

Wir, die Glieder dieses Volkstums, sind durch die Geschichte und durch die Natur dieses Landes zu ganz bestimmten Menschen geformt worden. Uns fehlen viele Eigenschaften, die Menschen anderer Volkstümer vorteilhaft kennzeichnen. Wir sind nicht sorglos heiter, nicht von übersprudelndem Temperament, wir schliessen uns nicht leicht gegenüber anderen auf, wir sind kein Volk des frohen Lachens, der schönen Künste, der beschaulichen Ruhe, der friedlichen Betrachtung. Uns gehen viele Werte verloren, weil wir hier sind. Wir haben aber Eigenschaften, die auch nicht wertlos sind. Wir sind nüchtern, wir lassen uns nicht verblüffen, Drohungen imponieren uns noch lange nicht. Wir können in steter Gefahr leben, ohne darüber zu jammern. Wir können manches aushalten. Wir können in derselben Haltung, in der wir gut gelebt haben, auch recht schlecht leben. Wir sind zäh. Wir schliessen uns zu kleineren Gemeinschaften zusammen und pflegen in ihnen strenge Formen, die den Geist aus schweren Zeiten in leichtere hinüberretten helfen.

So etwa sieht die biologische Gemeinschaft als Ganzes flüchtig skizziert aus.

Und wir als Ganzes haben uns bewährt. Dies klingt stolz und ist auch unser Stolz. Wir haben seit Jahrhunderten auf der Wacht der europäischen Kultur gegenüber Asien gestanden. Wir haben hier trotz stärkster Angriffe unser Volkstum erhalten und haben trotz ebenso starker Angriffe unseren Glauben erhalten. Wir haben für beides viel Blut und Leben gelassen. Prof. Koch aus Königsberg sagte vor einem Jahr in einem Vortrag hier etwa folgendes: wenn die europäischen Völker einst vor Gottes Thron gefragt werden sollten, was habt ihr für euren Glauben gelitten? so werden die Balten mit am wenigsten verlegen dastehen können. Wir dürfen und sollen als Ganzes stolz sein, das gibt aber dem einzelnen noch nicht das mindeste Recht weder zu denken, noch zu sagen: »Was bin ich doch für ein tadelloser Kerl.«

Wir haben weiter in der Landeswehr die Werte gepflegt, die heute wieder zu Ehren gekommen sind, als da ist: soldatische Zucht, Haltung, Opferbereitschaft und Kameradschaft. Wir taten das zu einer Zeit, als es schien, als ob diese Werte fortan in ganz Europa keine Geltung mehr haben sollten. Und wenn allenthalben ein Widerstand gegen die bolschewistische Zersetzungsgefahr spürbar wurde, so wa-



ren wir unter den ersten, die diese Front gebildet haben. Als Ganzes können wir schon stolz sein.

Mit diesem Stolz als Ganzes ist aber eine bestimmte Haltung des Einzelnen in Bezug auf bestimmte Güter des Ganzen gefordert. Wenn man zu einer Familie gehört, deren man sich nicht zu schämen braucht, so sind eben bestimmte Güter dieser Familie wie Name, Ansehen, Achtung, Ehre für einen unantastbar, und jeder Angriff auf sie wird stärkste Gegenwehr hervorrufen. Wenn man zu einem Volkstum gehört, so ist auch diese Gemeinschaft Träger von Werten, an denen der Einzelne wohl Teil hat, aber eben nur als Glied des Ganzen. Und jeder Angriff auf diese Werte muss äussersten Widerstand hervorrufen. Wie es ein Zeichen schäbiger Gesinnung ist, wenn ein Mann nicht mehr für seine Familie einsteht, so ist es ebenso ein zum mindesten sehr bedenkliches Zeichen, wenn einer nicht mehr für sein Volkstum einsteht.

Glaube, unsere Sprache, unsere Geschichte, unsere Treue, Kameradschaft: sie sind gebunden an die Gemeinschaft unseres Volkstums und sie sind gebunden an dies Land. Sie sind für uns ohne unser Volkstum und unser Heimatland nicht denkbar. Lösen wir den einzelnen aus der Gemeinschaft oder löst er sich selbst aus ihr, so verlieren sich die Werte in nichts. Wo bleibt sein Glaube, — vielleicht behält der Mensch eine persönlich-religiöse Beziehung zu Gott, die aber mit Glaube nichts mehr zu tun hat., Wo bleiben Treue, Kameradschaft? Mit dem Moment aber, wo der Einzelmensch sich nicht nur von der Gemeinschaft, sondern auch von der Heimat löst, vergehen auch alle die mit diesen Werten eng verbundenen Leistungen: Kämpfen, Wachen, Verteidigen, Ausdauern. Dann gibt es auch kein Bestehen mehr.

Dieses enge Verbundensein von Gemeinschaftswerten und Heimatboden macht das Wesen der Bodenständigkeit einer Volksgruppe aus. Auch hierin ist das Volkstum ein biologischer Begriff, denn die biologische Gemeinschaft ist ja gerade an das Land gefesselt.

\*

Aus der Zugehörigkeit zum Volkstum geht aber ausser dem Teilhaben an den verschiedenen Gütern und Werten noch etwas anderes hervor — eine bestimmte Beziehung zur ganzen Umwelt, eine Haltung der Freiheit. Man kann ein Land dreifach sehen: als Fremder, als Sklave und als Freier. Man kann auch je als ein solcher in einem Lande leben. Der Fremde sieht das Land als kühler Betrachter, als nur Ver-

gleichender, gänzlich unberührt, positiv und negativ wertend. Er ist am Lande höchstens materiell, ästhetisch oder intellektuell interessiert. Der Sklave sieht das Land mit Hass und Neid, er sieht die Arbeit für das Land als Fluch an. Der Freie aber sieht es als das Land an, für das er die Verantwortung trägt.

Ich machte einst folgende Beobachtung. Bei einer Gelegenheit marschierten die Schulen Rigas auf. Unsere deutschen Schüler fielen beim Marschieren durch ihre stramme Haltung, durch tadelloses Gehen, durch ihr diszipliniertes Äussere durchaus angenehm auf. Als sie sich dann aufgestellt hatten und warten mussten, fielen sie sehr bald durch ihr lautes, völlig ungeniertes Betragen recht unangenehm auf. Ich zerbrach mir den Kopf: wie stimmen diese beiden Äusserungen zusammen — eben noch so tadellos diszipliniert und jetzt so undiszipliniert. Und nebenbei die Schule einer anderen Nationalität, die beim Marschieren ein keineswegs erfreuliches Bild abgegeben hatte, die steht jetzt ganz still, unauffällig da. Ich kam zu folgendem Schluss: wenn unsere Jungen im Dienst sind, machen sie ihn so gut sie können, und sind sie es nicht mehr, so fühlen sie sich frei, als Freie. Sie tun nichts Böses, sie betragen sich nur völlig frei und ungeniert, sie sprechen über ihre Angelegenheiten, lachen, sprechen laut ihre Sprache, sie kommen gar nicht auf den Gedanken, dass sie dadurch anstossen könnten.

Wir könnten in dieser Beziehung vielleicht manches von unserer Jugend lernen.

Das Freisein als Zeichen der Bodenständigkeit gebietet aber auch eine bestimmte Haltung gegenüber fremder positiver Leistung. Es ist ein Zeichen des Sklaven, dass er in einer von Neid diktierten Hassstellung auch allem Positiven nur Ablehnung entgegenbringt. Wer alles bekrittelt, der sieht es schliesslich als Fremder. Wer aber die Wertung des Freien nicht aufbringen kann, der ist vom gedanklichen Auswandertum nicht mehr weit entfernt. Und vom gedanklichen Emigranten zum faktischen bedarf es nur eines kleinen Schrittes. Der gedankliche Emigrant ist für uns aber der viel gefährlichere, durch seine Reden und Ausführungen unterminiert er das Volkstum. Der wirklich Ausgewanderte, der nützt uns nichts mehr, aber schadet uns auch nicht mehr. Für jeden bewusst arbeitenden Volkskameraden sollte ein trotziger Optimismus Gebot sein. Unsere vielen Zweifel sollten wir mit uns allein abmachen, denn nur so helfen wir den anderen, stark zu bleiben.

Wenn wir unbekümmerte Sachlichkeit als Eigenschaft für den Freien, Bodenständigen in Anspruch nehmen, so gilt das Gegenteil davon für die Objektivität. Es gibt bestimmte Dinge, die, von einer allgemein menschlichen Objektivität aus gesehen, als belanglos oder indifferent angesehen werden können. Zu diesen Dingen gehört beispielsweise das Auswandern. Das Auswandern des Herrn X ist danach eine durchaus verständliche und verständige Handlung, zumal Herr X jetzt nicht mehr zu leiden braucht, ausserdem seinen Posten gut ausfüllt und womöglich noch anderen nützt. Ein Volkstum darf sich diese Objektivität nicht leisten. Vom Volkstum aus gesehen ist das Emigrieren nicht anständig, ja oft Verbrechen, und sollte als solches stets gebrandmarkt, nie aber entschuldigt werden. Vom Volkstum aus gesehen bedeutet die Auswanderung des Herrn X, — ein Baum wird an der Windseite des Waldes gefällt oder ein Soldat verlässt die Front. Und ich wüsste keine Entschuldigung, die einem Deserteur die Ehre liesse, etwa die: es geht ihm jetzt gut und er nützt auch anderen? Ich bin auch der festen Überzeugung, dass viele unter den Emigranten Stunden kennen, wo sie sich dieser Schuld dem Volkstum gegenüber durchaus bewusst sind, und dass sie bis an das Ende ihres Lebens darunter kränkeln und leiden.

Dasselbe, was ich für das Auswandern ausführte, gilt ja in noch viel höherem Masse für das Wechseln der Nationalität, für das Renegatentum. Als bodenständige Deutsche dürfen wir da erst recht nicht objektiv sein.

\*

Die Natur, wo sie unberührt ist, wirkt auf uns als etwas Vollkommenes nur als Ganzes. Das Ganze, die biologische Einheit: die Heide, das Moor, der Wald, wirkt als rein, harmonisch, schön, erhaben. Und diese erhabenen Gebilde sind aus einzelnen, vom Kampf ums Dasein stark mitgenommenen, oft verkrüppelten Einzelgebilden zusammengesetzt. — Unser Volkstum als Ganzes ist etwas Erhabenes, gebildet wird es aber aus lauter Einzelwesen und Einzelgruppen, die vom Alltags- und Lebenskampf stark mitgenommen sind, ohne die es aber das Ganze gar nicht gäbe. Nehmen wir doch die kleinen deutschen Gruppen in unseren kleinen Städten und auf dem Lande, die unter schwierigsten materiellen und nationalen Nöten bestehen, diese Helden des Alltags tragen genau so das Volkstum wie die zahlreichen sehr verschiedenartigen Deutschen in Riga.

Die Natur ist nicht ein zufälliges Kaleidoskopbild, in das ein Chaos

geschüttelt wurde, sondern eine Schöpfung Gottes. Als Schöpfung Gottes wollen wir auch unser Volkstum und unsere Heimat ansehen.

Ein etwa hundert Meter breiter Waldstreifen längs der Meeresküste heisst Bannwald. In diesem Waldstreifen darf kein Baum gefällt werden, sonst reisst der Sturm eine Lücke und die Düne wandert ins Land und alles Lebendige wird begraben. Es besteht dieser Wald vorwiegend aus vom Sturm stark mitgenommenen Bäumen.

Wir sind solch ein Bannwald und sollten dafür Sorge tragen, dass er erhalten bleibt, — zum Wohle nicht nur unserer Heimat.

## **Streiflichter aus der Geschichte der baltischen Deutschen**

### **I.**

Als die Eroberer, die unserer Heimat vor 750 Jahren das abendländische Christentum und eine neue Herrschaft brachten, ihr Werk vollendet hatten, waren in unserem Lande etwa 18 deutsche Städte entstanden, davon 12 mit Mauern und Türmen, und ungefähr 140 steinerne Burgen. Als wieder Friede geworden war, ging der Ritter aus der Burg hinaus aufs Land, erwarb sich einen Baugrund und errichtete sich einen Hof. Von 1270 an hat sich diese sogenannte Landnahme des Adels vollzogen. Um die Burg oder den Hof entstand reges Leben; deutsche Handwerker kamen und liessen sich nieder, Kaufleute schlugen ihre Lager auf, und so entstanden die Städte und Flecken. Die Ritter schlossen sich zu festen Gemeinschaften zusammen, den Vasallenverbänden oder Ritterschaften, die neben dem Orden die eigentliche militärische Kraft des Landes darstellten. In den Städten schlossen die Kaufleute sich zu Gilden, die Handwerker zu Zünften zusammen, mit eigenen Bräuchen und festem Zusammenhalt, errichteten die mächtigen Kirchen im Stil der deutschen Backsteingotik, wie sie an der ganzen Ostseeküste entlang erwuchsen, Denkmäler des baukundigen und baufreudigen deutschen Mittelalters.

### **II.**

1502. Die Russen haben das zweihundertjährige Tatarenjoch abgeschüttelt, der Grossfürst Iwan III. hat Moskau zu einer Grossmacht erhoben und dringt unaufhaltsam nach Westen vor. Nowgorod und Pleskau hat er sich schon unterworfen. Er will auch das baltische Ge-

biet erobern, auf das er von jenen Zeiten her Anspruch zu haben glaubt, als russische Fürsten in den östlichen Landesteilen unserer Heimat geboten. Hier ist seit 1494 Wolter von Plettenberg Meister deutschen Ordens »to lyfflande«, ein Westfale wie fast alle Ordensritter, ein kriegskundiger Mann. Er erkennt die Gefahr, die dem Lande droht, und schliesst mit dem Grossfürsten von Litauen ein Kriegsbündnis. 1501 zieht er gegen die Russen von Pleskau, wird aber von den Litauern im Stich gelassen und erreicht nicht viel. Im Herbst 1502 zieht er von neuem ins Feld. Am 13. September stösst er am See Smolina bei Pleskau auf die russische Hauptmacht: 18000 Russen. Er kann ihnen nur ein kleines Heer entgegenstellen: 2000 Ritter, 2500 Soldknechte, ausserdem lettische und estnische Bauernaufgebote. Lettische Heerscharen hatten schon früher an der Seite des Ordens gekämpft, und sie trugen dabei ein Banner, von dem uns die Livländische Reimchronik aus dem Jahre 1279 berichtet: ein rotes Banner mit einem weissen Streifen durchschnitten, die heutige Staatsfahne. — Die Litauer waren abermals ausgeblieben.

Was Plettenberg den Russen entgegenführte, war das Gesamtangebot des Landes. Wurde dies Heer von der Übermacht geschlagen, so war das Land den Russen wehrlos preisgegeben. In heftigem Kampf siegte Plettenberg. Im ganzen Lande war man von einem schweren Druck befreit. Allerdings war der Waffenstillstand, den Plettenberg erreichte, nicht günstiger als die früheren. Aber die Russen hatten doch gespürt, dass die Eroberung des Landes nicht so einfach war.

Die Zeitgenossen begriffen die Bedeutung des Sieges: in Riga wurde seitdem alljährlich am Jahrestage der Schlacht eine Dankprozession veranstaltet, an der die ganze hohe Geistlichkeit teilnahm, Fahnen und Räucherfässer schwenkend unter dem Gesang des lateinischen Liedes »Dank sei Gott dem Herrn, mit seiner Gnade hat er uns befreit von russischer Gewalt«. In der Legende wuchs der Sieg am See Smolina ins Übermenschliche: auf den Knien hätten die Ritter zuletzt gekämpft und doch gesiegt. Der Ruhm Plettenbergs ging in alle Lande.

### III.

Stadt und Land haben Frieden unter Plettenbergs starkem und umsichtigen Regiment. In Riga hat einen Winter lang ein grosser deutscher Maler gewelt, ein weltberühmter: Albrecht Dürer, der 1521/22 ein Altarbild für unsere Petrikirche malte, ein Marienbild,



das wenige Jahre später in den Bilderstürmen der Reformation zerstört worden ist. Im Sommer 1522 findet in derselben Petrikirche eine öffentliche Disputation über verschiedene religiöse Lehrsätze statt, die ein Prediger namens Andreas Knopken aus den Schriften eines Dr. Martin Luther entwickelt hat. Die neuen Gedanken finden rasch Verbreitung, und wenige Jahre später ist die Bürgerschaft Rigas lutherisch.

Was ist geschehen? Das ganze Gebäude der katholischen Kirche ist erschüttert. Nicht mehr durch mühselige Werke, die von der Priesterschaft ausgeklügelt und vorgeschrieben werden, wird der Mensch selig, sondern durch Gottes Gnade allein. Nicht mehr die unverständliche lateinische Zeremonie der Priester ist der Inhalt des Gottesdienstes, sondern die Verkündigung von Gottes Wort in der Muttersprache. Nicht mehr Priester sollen regieren mit der geistlichen Strafe des Bannes, sondern weltliche Herren sollen regieren. Priester aber ist jedermann, der mit seinem Gotteswort ernst macht. Was bedeutete das? Die Form, in der Livland regiert wurde, war nicht mehr lange möglich: katholische Bischöfe als Landesherren, der katholische Orden — all das war in Frage gestellt.

Die neue Bewegung ergriff vor allem auch die Jugend, die je nach ihrem Temperament stürmischer oder bedächtiger vorging. Ein stürmischer Ausbruch der neuen Gesinnungen waren die Bilderstürme, in denen viele schöne, alte Kunstwerke zugrundegingen.

Eine Wirkung der Reformation müssen wir aber noch besonders hervorheben: wie Luther mit seiner Bibelübersetzung dem deutschen Volk eine schöne, reiche Schriftsprache schenkte, so haben sich lutherische Pastoren unseres Landes bald um die Übersetzung der reformatorischen Schriften und der Bibel ins Lettische und Estnische bemüht. Schon 1535 erschien ein doppelsprachig niederdeutsch-estnischer Katechismus, gedruckt beim berühmten Lutherdrucker Hans Lufft in Wittenberg, das erste Buch in estnischer Sprache, auf Grund dessen die Esten 1935 ihr 400-jähriges Buchjubiläum feiern konnten. Das erste uns erhaltene lettische Buch ist erst Ende des 16. Jahrhunderts gedruckt worden.

Deutsche Pastoren haben die Anfänge der lettischen und estnischen Schriftsprache geschaffen — es ist eine lange Reihe von jenem Revalschen Pastor Wanradt, 1535, über Propst Ernst Glück und Pastor Gottfried Friedrich Stender bis zu August Bielenstein, dem

Bahnbrecher der lettischen Sprachforschung. Möglich war diese Arbeit nur dank der Geistesrichtung, die von Luthers Reformation ausging und überall die Pflege der Volkssprachen hervorrief.

#### IV.

Versetzen wir uns wieder ins 16. Jahrhundert, diesmal ins Jahr 1561. Da steigt ein neues Bild vor uns auf: die Russen haben unter Iwan dem Grausamen ihr altes Ziel fast erreicht. Das Land ist von ihren Heerhaufen überflutet worden. Der Widerstand war schwach, viele Schlösser sind kampflos übergeben worden, andere durch Söldnerverrat gefallen. Überall brennen die Höfe und Ställe, Erschlagene liegen auf den Strassen. Das letzte Ordensheer ist am 2. August 1560 bei Ermes vernichtet, Dutzende von Rittern nach Russland gefangen fortgeschleppt und dort ermordet worden. Was bleibt dem bedrohten Lande übrig, als bei den Nachbarn Schutz und Hilfe zu suchen? Plettenberg, der die Kräfte gesammelt, die Rüstung planmässig gestärkt hatte, war seit Jahrzehnten tot. Man hatte die Gefahr vergessen und, wie die Zeitgenossen übereinstimmend berichten, sorglos und friedensselig, eigennützig und verschwenderisch dahingelebt. Nun war das Ende des alten »Lyfflandt« plötzlich da. Estland unterwarf sich Schweden, Livland — Polen, Kurland wurde ein unter polnischer Oberhoheit stehendes Herzogtum unter dem letzten Ordensmeister.

Aber nicht bedingungslos unterwarfen sich die Bedrängten: Polen, eine katholische Macht, musste ihnen im Privilegium Sigismundi Augusti vom 28. November 1561 u. a. die Erhaltung evangelischen Gottesdienstes, deutschen Rechts und deutscher Obrigkeit zusichern. Die Zusagen wurden später gebrochen, das Originaldokument des Privilegs ging verloren, so dass sogar seine Echtheit bezweifelt werden konnte — aber für immer denkwürdig bleibt die Fassung, in der die Ritterschaft um die Erhaltung des Luthertums nachsuchte:

»Erstlich und vor allem bitten wir im Namen der Ritterschaft ganz Livlands um die Erhaltung des evangelisch-lutherischen Glaubens und darum, dass wir in keiner Weise darin gestört werden.« Es folgen die mannhaften Worte: »Sollte solches wider Erwarten geschehen, so würden wir dennoch unsere Religion und gewohnten kirchlichen Gebräuche beibehalten und uns in keiner Weise davon abwendig machen lassen nach der Richtschnur der heiligen Schrift, dass man Gott mehr gehorchen soll als den Menschen.«

## V.

Schlagen wir eine andere Seite der Geschichte auf. Man schreibt das Jahr 1710. Riga ist seit Monaten von einem russischen Heer belagert. In der Stadt sind zwei unheimliche Gäste eingekehrt: der Hunger und die Pest. Von den 10 Predigern der Stadt starben in diesen und den nächsten Monaten 9, einer allein blieb übrig, von den 39 Ältesten der Grossen Gilde überlebten 12. In den Städten, besonders in Riga und Reval, und auf dem Lande starben  $\frac{2}{3}$  der Bevölkerung. Verödet lagen die Höfe, soweit sie nicht längst in Rauch und Flammen aufgegangen waren in einem namenlos verwüstenden Kriege. Nachdem die russischen Geschütze vor Riga 10 Tage lang ihr Brandkugeln in die Stadt geworfen hatten, kapitulierten die Bürgerschaft und die Ritterschaft. Und wieder standen jene Bedingungen da, die schon 1561 angemeldet worden waren: Erhaltung der evangelisch-lutherischen Landeskirche, deutsches Recht, deutsche Verwaltung, deutsche Sprache. Zar Peter der Grosse erkannte die Bedingungen an, weil er das Deutschtum der neuen Provinzen für sein grosses Aufbauwerk in Russland brauchte und wusste, dass man im Deutschen den treuesten und loyalsten Mitarbeiter gewinnt, wenn man sein innerstes Eigenleben achtet.

Aber wie sah es im Lande aus! Die bittere Armut, die allenthalben eingekehrt war, hatte den Übriggebliebenen das Leben schwer gemacht.

Was war geblieben?, Geblieben war der selbstverständliche Zusammenhalt der Zusammengehörigen in ihren alten Gemeinschaften, die ihr Leben wieder aufnahmen, sobald der Kriegslärm verstummt war. Geblieben war der zähe Wille, wieder hochzukommen, der feste Entschluss, Entbehrungen aller Art zu ertragen, um sich und eine wachsende Kinderschar durchs Leben zu bringen. Wie sich das immer wieder in der Geschichte beobachten lässt, stieg auch hier gerade in der harten Notzeit die Kinderzahl, ein Beweis, dass dies nicht eine wirtschaftliche Angelegenheit, sondern eine Gesinnungs- und Glaubenssache ist.

## VI.

Es ist die Zeit unserer Grosseltern. Das Land hat Frieden. Der Wohlstand wächst. Riga dehnt sich und streckt sich und sprengt die Wälle, wird zu einer grossen modernen Industriestadt. Die alten Verfassungsformen erweisen sich als zu eng. Reformen sollen aber nur

im Einklang mit der Entwicklung des russischen Reiches erfolgen. Letten und Esten schliessen sich zusammen, entwickeln ein reges kulturelles und wirtschaftliches Leben: wir stehen in den Anfängen ihres raschen und starken Aufstieges. In der russischen Regierung herrscht der Wille, dieses so andersartige Land ganz und gar mit Russland eins zu machen. Dagegen kämpfen die berufenen Vertreter des Landes: die deutschen Stände, zäh, selbstbewusst, unter Berufung auf die Rechtsgrundlage der Verträge von 1710, aber letzten Endes doch erfolglos. In den 1880-er Jahren werden die Volksschulen, die Mittelschulen, die Hochschulen russifiziert. Die Behördensprache ist russisch, und schliesslich durch die Justizreform auch die Gerichtsbehörden. An die Stelle der drei Landessprachen soll das Russische als alleinige Gerichtssprache treten, an die Stelle der einheimischen Richter rücken Russen. Der russische Justizminister selbst erscheint in Riga, um die neuen Gerichtsbehörden zu eröffnen.

Es ist im Jahre 1889, im November. Der alte rigasche Rat, der seit dem 13. Jahrhundert in der Stadt Recht gesprochen hat, wird aufgelöst. Am 27. November 1889 hält er seine letzte Sitzung ab. Der letzte Wortführende Bürgermeister Eduard Hollander hält eine Abschiedsrede, in der er die denkwürdigen Worte spricht, die wie eine Vermächtnis klingen:

»Man mag es sich immer wieder vorhalten, dass die Dinge, die sich in diesen Tagen in unserer Stadt vollziehen, noch lange keinen Anspruch darauf machen können, eine welthistorische Bedeutung zu haben aber, wenn Sie in die Geschichte unserer Stadt hineinblicken, so werden Sie finden, dass unsere Vorfahren die Sche des ihnen anvertrauten Gemeinwesens immer mit solcher Würde und solchem Ernste behandelt haben, als hänge das Wohl der ganzen Welt davon ab. Und so muss es auch sein, wenn wirklich Tüchtiges geleistet werden soll.«

## VII.

Was ein Volk von seiner Geschichte lernen kann, ist im Grunde nicht viel. Was wir zu tun haben, müssen wir selbst wissen. Nur wie wir sein sollen, kann uns die Geschichte zeigen, noch besser, wie wir nicht sein sollen. Zugleich können wir beim Rückblick in die Vergangenheit dessen inne werden, dass wir nicht zufällig da sind, wo wir sind, sondern dass viel Arbeit und Opfer, viel Leid und Not, viel Glaube und Zuversicht erforderlich waren, damit wir da sein konn-

ten. Und das verpflichtet. Jedes Volk darf und soll nach seiner Vergangenheit fragen, nach den Werken und Taten der Voreltern, und es ziemt sich nicht, schlecht von ihnen zu denken.

Vielleicht dürfen wir aus der Geschichte des baltischen Deutschtums zwei Erkenntnisse mitnehmen:

Das Deutschtum unserer Heimat hat mehrfach vor dem Untergang gestanden. Die wunderbare Tatsache, dass es die Notzeiten immer wieder überdauert hat, beruht vornehmlich darauf, dass die Deutschen nicht einsam und vereinzelt dastanden, sondern dass sie Gemeinschaften und Körperschaften bildeten, in denen eine Ehrauffassung und eine Gesinnung herrschten. Sie waren es, die dem einzelnen im Dunkel der Tage das Gefühl der Geborgenheit gaben, ihm Halt gewährten und Hilfe in der Not. Einen einzelnen Stab kannst du zerbrechen, ein Bündel nie. Hinzu kam die Bereitschaft, auch Entbehrungen zu tragen um des Ganzen und der Kinder willen.

Immer wieder hat unsere Volksgruppe ein Doppeltes geleistet: Aufbauarbeit, die dem ganzen Lande zugute kam, und Abwehr der störenden Kräfte des russischen Ostens.

Damit steht unsere Volksgruppe nicht allein da. Wir wissen, dass Hunderttausende von Auslandsdeutschen im Osten ähnliche Aufgaben gehabt haben. Ich erinnere nur an die Siebenbürger Sachsen. Wir alle sind ein Stück des gewaltigen Gewebes deutscher Kulturarbeit in Europa. Wie hier im Nordosten deutsche Pastoren die ersten lettischen und estnischen Bücher schrieben, so besorgten die Deutschen in Siebenbürgen im fernen Südosten die ersten Drucke der Rumänen, auch aus der grossen deutschen Reformationsbewegung heraus. Wie Wolter von Plettenberg die Russen am Vordringen hinderte, so standen die Siebenbürger Sachsen auf der Wacht gegen Türken und Tataren. Das gibt unserer kleinen Geschichte hier einen grossen Rahmen und die Gewissheit, dass Gott wohl etwas damit gewollt haben wird, wenn er uns baltische Deutsche hierhersetzte, uns hier leben und arbeiten liess und uns die Pflicht ins Herz schrieb, diesem Lande und unserem Volke die Treue zu halten.

# Aus der Werkstatt der deutschen Volksgruppe

Die völkische Arbeit 1919—1934

## I.

### Die Lage zu Beginn der Arbeit.

Wie sah es aus zu Beginn der Arbeit im Jahre 1919/20?

Krieg und Bolschewismus waren über das Land hinweggefegt. Mehrfach hatte Riga seinen Besitzer gewechselt. Als Trümmerfeld war das Land zurückgeblieben. Reiner Tisch war gemacht worden.

Wie stand es vor allem mit dem deutschen Menschenmaterial?

127 000 Deutschbalten zählte man auf dem Territorium des heutigen Lettland vor dem Kriege. 65 000 waren zurückgeblieben. Nur etwa die Hälfte. Und abgewandert oder vernichtet waren vor allem die bisherige Führerschicht und die besitzenden Klassen. Arm an deutschen Menschen, arm an in Führertradition geschulten Männern stand das Deutschtum nach dem Kriege da.

Und der deutsche Besitz? Man hat Aufstellungen gemacht, wonach 90% des deutschen Besitzes in der Zwischenzeit verloren gegangen waren.

Einen deutschen Grossgrundbesitz (über 2 Millionen Hektar in einem Werte von rund 600 Millionen Goldrubeln) gab es nicht mehr. Ein neuer, anderer Besitz musste geschaffen werden. Die Rigasche Industrie, vornehmlich in deutschen Händen, war beim Herannahen der reichsdeutschen Truppen von den Russen »evakuiert« worden. Was heisst evakuiert? Das heisst: die Maschinen waren herausgebrochen, auf Eisenbahnzüge verladen und ins Innere Russlands verschleppt worden. Dort konnte man noch nach Jahren viele von ihnen auf zentralrussischen Bahnhöfen verrostet sehen. Die deutsche Industrie war vernichtet. Ein völliger Neubau war nach dem Kriege nötig.

Und der Handel? Der baltische Grosshandel, der in der Hauptsache auf das russische Hinterland eingestellt war, der sich gleichfalls vornehmlich in deutschen Händen befand und in stärkster Blüte stand (der Rigasche Börsenkomitee galt als der reichste von ganz Russland), hatte nach dem Kriege sein grösstes Umsatzgebiet verloren und musste sich völlig neu umstellen. Der Hafen, in dem vor dem



Kriege die Schiffe reihenweise lagen, stand leer: Russland suchte seinen Bedarf vornehmlich aus eigenen Mitteln zu decken.

Arbeit gab es mehr denn je, die Zahl der Arbeiter aber war ausserordentlich zusammengeschmolzen.

Aber nicht nur Landwirtschaft, Handel und Industrie hatten sich an den Neubau zu machen. Dasselbe galt von fast allen Gebieten des öffentlichen deutschen Lebens.

Mit am meisten hatte die deutsche evangelisch-lutherische Kirche gelitten, gegen die sich die Wut der Bolschewisten mit besonderer Inbrunst wandte. Gab es doch in keinem Berufe soviel Märtyrer wie in der Pastorenschaft. Die Gemeinden waren zerstreut, die Pastoren ermordet oder vertrieben, die Kirchenvermögen entwertet worden. Vor einen völligen Neubau sah sich die Kirche gestellt.

Und dann die deutsche Schule. Welch ungeheuren Erschütterungen war diese im letzten Jahrzehnt ausgesetzt gewesen! Bis zum Jahre 1905/6 — die russische Schule; nach der Revolution von 1905/6 — die private deutschbaltische Schule; nach Ausbruch des Weltkrieges 1914 — die russifizierte Schule; zur Zeit der deutschen Okkupation ab 1915 (resp. 1917) — die preussische Schule; 1919 — die Bolschewistenschule; und nun die alle Volkskreise umfassende, öffentliche und private deutsche Schule Lettlands. In fünf Jahren (von 1914—1919) fünf total verschiedene Schulsysteme. Es ist kein Wunder, dass unsere Jugend nicht ohne Schädigung aus diesen Erschütterungen hervorgegangen ist. Was dann die deutsche Führung nach Vertreibung der Bolschewisten vorfand, war ein Trümmerfeld. Wie Kartenhäuser waren die Schulen von den Bolschewisten (mit Absicht!) durcheinandergeworfen, wie Kartenblätter die Lehrerkollegien und Schülerschaften durcheinandergewirbelt worden. Um einen völligen Neubau ging es, als sich die deutsche Führung an die Schularbeit machte.

Die deutsche Fürsorge ferner, deren Voraussetzung nicht nur der gute Wille, sondern auch das Geld ist, die war durch die Entwertung der Vermögen um ihr Werkzeug beraubt worden und sah sich doch vor eine Arbeitslast gestellt, die im Vergleich zur Vorkriegszeit in das Ungeheure gewachsen war. Denn der deutsche Volksgenosse war reich gewesen und konnte geben; und er war arm geworden und musste nehmen.

Und das deutsche Vereinsleben, in dem sich Kultur und Fürsorge, Geselligkeit und Sport und viele andere völkische Lebensäusserungen

vereinigten, es lag tot am Boden, weil die führenden Personen fehlten und weil die Vereinskapitalien zugrunde gegangen oder aufs äusserste reduziert waren.

Und nun zum Schluss die Politik. Hatte die politische Führung des Landes bisher in den Händen der Ritterschaft gelegen, so war das Deutschtum der Nachkriegszeit dieser Führung beraubt. Die Glieder der Ritterschaften waren in der überwältigenden Mehrzahl ausgewandert; die Korporationen der Ritterschaft existierten nicht mehr. Man schätzt die Zahl der deutschbaltischen Emigranten auf gegen 30 000, und diese gehörten in der grossen Mehrzahl der baltischen Oberschicht an. Die Zügel der Deutschtumsführung schleiften am Boden. Sie wurden von städtischen Kreisen aufgenommen. Man hat das getadelt. Sollte man die Zügel schleifen lassen und lieber gar keine Führung haben, als die städtische?!

Wir sehen: auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens waren Neubau oder völliger Umbau erforderlich.

## II.

### Aus der Arbeit.

Die Politik. Beginnen wir, wenn wir von der deutschen Arbeit der Nachkriegszeit sprechen wollen, mit der politischen Arbeit. Sie empfängt einerseits ihre Aufgaben aus allen Arbeitsgebieten und greift andererseits selbst auf alle Arbeitsgebiete über.

Von der politischen Arbeit soll hier die Rede sein. Eine Wertung der politischen und weltanschaulichen Haltung der Politiker ginge über den Rahmen dieses Tätigkeitsberichtes hinaus.

Die innere politische Arbeit begann mit der Schaffung von politischen deutschen Parteien. Das ist in der Folgezeit vielfach nicht verstanden worden. Es war aber eine innere und äussere Notwendigkeit. Denn wollte die deutsche Volksgruppe Einfluss im Staate gewinnen, musste sie den lettländischen Volksrat beschicken, wo den Deutschen 8 Plätze eingeräumt worden waren. Diese Plätze durften aber nur von Vertretern politischer Parteien besetzt werden, und dem deutschen Wunsch, auch nichtpolitische Organisationen (z. B. berufsständische etc.) mögen Vertreter entsenden, wurde — als den Grundsätzen des Volksrats widersprechend — nicht Folge gegeben.

Und so entstanden die deutschen politischen Parteien. Ein jeder sollte dort »sein Zimmer« haben, in dem er sich politisch wohlfühlte. Schon bald sah man aber ein, dass diese Zimmer zu einer Wohnung

unter einem Dach vereinigt werden mussten, wenn nicht böse Zersplitterung und Eigenbrödelei eintreten sollten. Deshalb wurde schon im Januar 1920 der »Ausschuss der deutschbaltischen politischen Parteien« gegründet, eine Spitzenorganisation, aus Vertretern der deutschen politischen Parteien unter Hinzuziehung von Vertretern einiger Organisationen. Dieser Ausschuss war anfangs die alleinige Gesamtvertretung des lettländischen Deutschtums und behandelte nicht etwa nur politische Fragen.

Das führte zu Schwierigkeiten. Einerseits legte sich mit dem neuen Erwachen deutschen Lebens eine Arbeitslast auf den Ausschuss, die er auf die Dauer nicht bewältigen konnte; und andererseits wurde diese nichtpolitische Arbeit, die der Ausschuss leisten musste, dadurch belastet, dass es Politiker waren, die sie taten. Das nämlich rief bei politisch andersdenkenden Misstrauen und abfällige Kritik hervor.

So wurde denn bereits im Jahre 1923 im Ausschuss der Parteien der Beschluss gefasst, eine »Zentrale deutschbaltischer Arbeit« (»Arbeitszentrale«) — zunächst als Sektion des Ausschusses — zu gründen. In deren Händen sollte die Führung der nichtpolitischen Volkstumsarbeit liegen. Diese Arbeitszentrale war ein »Verband der Verbände«. Schon sehr bald verrichtete er — neben dem Ausschuss der Parteien — selbständig seine Arbeit; und im Jahre 1926 wurde er auch als selbständiger Verband bestätigt.

Nun gab es nebeneinander zwei Volkstumsführungen: eine politische, verkörpert durch den Vorsitzenden des Ausschusses der deutschbaltischen Parteien und Leader der deutschen Parlamentsfraktion; und eine unpolitische, verkörpert durch den Präsidenten der Arbeitszentrale, der späteren Deutschbaltischen Volksgemeinschaft. Dieser Dualismus hat während der ganzen Zeit des Bestehens der parlamentarischen Ordnung in der deutschen Führung bestanden und dieser Dualismus ist Gegenstand vielfacher Erörterungen gewesen. Er stand — das sei hier vorweggenommen — bei Einführung des autoritären Regiments im Lettländischen Staat unmittelbar vor der Beseitigung.

Das Streben nach Vereinheitlichung der Führung beginnt, charakteristischerweise, fast gleichzeitig mit der Aufspaltung nach Parteien.

Schon in den ersten Monaten nach ihrer Gründung setzen in den meisten Parteien Diskussionen ein, die auf eine Verschmelzung von

mehreren Parteien zu einer oder zwei (konservativ und liberal) hielten. Es kommt nicht dazu. Nicht aber, weil den einzelnen Parteien eine zu grosse Bedeutung zufiel, Sondern weil ihre Bedeutung je länger je mehr schwand. In kurzer Frist waren nämlich aus den politischen Parteien (die, wie wir sahen, aus den Erfordernissen der Stunde geboren waren) »politische Klubs« geworden. Kleine politische Gemeinschaften, die sich als beratende Instanz um die Abgeordneten scharten. Etwa allmonatlich kamen sie im Bestande von selten mehr als 20 Personen zusammen und wurden von den Abgeordneten über die auf der Tagesordnung stehenden politischen Fragen unterrichtet und trugen selbst den Abgeordneten ihre Wünsche und Ansichten vor.

In Wahrheit gab es schon etwa ab 1921 keine politischen Parteien mehr. Es gab nur diesen einen »Ausschuss der deutschbaltischen politischen Parteien«, der die deutschbaltische Politik in Lettland machte.

Dass die Parteien als solche in Wahrheit verschwunden waren, lässt sich an vielen einzelnen Merkmalen ersehen.

Ab 1924 erfolgte an Stelle der Gründung von Ortsgruppen der Parteien die Gründung von örtlichen deutschen »Wählerverbänden«, die — parteipolitisch ganz ungefärbt — nur bei den Wahlen in das Parlament hervortreten hatten. Schon im Jahre 1925 wird der Vorschlag gemacht, anstelle aller Parteien einen »Allgemeinen Wählerverband« zu begründen. Die Zeit ist aber noch nicht reif dazu. Doch weiter. Bis zum Jahre 1922 waren die Abgeordneten ihren Parteien gegenüber, die sie als Kandidaten aufgestellt hatten, verantwortlich. Ab 1922 werden die Parlamentsabgeordneten aber nicht mehr von den Parteien aufgestellt, sondern unabhängig von ihrer Parteizugehörigkeit vom »Ausschuss der Parteien«. Ihm gegenüber werden sie nunmehr verantwortlich. Und ab 1928 fällt auch diese Verantwortlichkeit vor dem Ausschuss der Parteien fort. Die Abgeordneten werden verantwortlich einem aus Vertretern aller deutschen Organisationen zusammengesetzten »Allgemeinen Wahlkomitee«, das nunmehr die Parlamentskandidaten aufstellt und vor dem diese verantworten. Im Jahre 1933 endlich wird der Beschluss gefasst, die Parteien allmählich auch formell zu liquidieren und einen »Allgemeinen Wählerverband« (siehe den Vorschlag von 1925!) zu gründen. In diesen soll die Parlamentsfraktion eingeordnet und, wenn möglich, eine Personalunion zwischen dem Präsidium im Allgemeinen Wählerver-

band und dem Präsidium der Volksgemeinschaft geschaffen werden.

Damit aber wäre das Parteiwesen liquidiert und der Dualismus aufgehoben gewesen. Das war aber nicht etwa ein plötzlicher, unerwarteter Beschluss, sondern, wie wir sahen, der Endpunkt einer folgerichtigen Entwicklung, deren Anfänge Jahre zurücklagen.

Zu einer Ausführung dieses Beschlusses kam es nicht mehr. Die Entwicklung im Staate hatte dieselbe, auch von der deutschen politischen Vertretung eingeschlagene Richtung genommen. Das Parlament und die Parteien wurden — nach Übernahme der autoritären Regierung am 15. Mai 1934 durch Kārlis Ulmanis — obrigkeitlich aufgelöst, und die ganze Frage des »Ausschusses der deutschbaltischen Parteien« war damit gegenstandslos geworden.

Und die Arbeit der deutschen Abgeordneten nach aussen? Die war so vielgestaltig, dass hier nur einige allgemeine Gesichtspunkte namhaft gemacht werden können.

Es ist einmal das kritische Wort gesprochen worden, dass ein Politiker mehr noch von Bedeutung ist dadurch, was er verhindert, als dadurch, was er schafft. Was aber verhindert worden ist, was »nicht geschah«, steht auch auf keinen Blättern der »Geschichte«. Auch spielte sich der wichtigste Teil der Arbeit eines Abgeordneten durchaus nicht an der Öffentlichkeit ab, — nie im Plenum des Parlaments, viel mehr schon in den Kommissionen (wo alle Vorlagen in kleinem Kreise beraten und ausgearbeitet wurden), am meisten aber in persönlicher, vertraulicher Fühlungnahme mit den Vertretern der Regierung und der anderen Parteien. Hier hiess es sich rechtzeitig einschalten; hier hiess es auf jede das Parlament oder die Regierung angehende Frage (war sie nun politischer, sozialer, wirtschaftlicher oder kultureller Natur) rechtzeitig Einfluss gewinnen, sie womöglich richtunggebend bestimmen. Und — dank ihrer Haltung und ihrer Sachkenntnis — war die Bedeutung der deutschen Abgeordneten für die lettländische Gesetzgebung viel grösser, als es der geringen Zahl der deutschen Abgeordneten entsprach.

Diese deutsche Parlamentstätigkeit hatte eine ideelle und eine materielle Seite. Ideell bewahrte sie die Volksgruppe vor einer Gefahr, die — vornehmlich zu Anfang — in hohem Masse bestand: vor der Isolierung. »Verbindungsoffiziere« waren die Abgeordneten zwischen ihrem Auftraggeber (der Volksgruppe) einerseits und der Regierung und Volksvertretung des Landes andererseits. Damals vollzog sich der Einbau der Volksgruppe in den Staat, dessen Schicksal auch ihr

Schicksal geworden war. Und materiell fanden die Glieder der Volksgruppe in ihnen die berufenen, hauptamtlichen Vertreter ihrer Interessen — in Politik und Wirtschaft, in kulturellen und sozialen Dingen. Hier freilich lag gleichzeitig ihre Achillesferse. Die deutschen Abgeordneten waren nicht Vertreter einer bestimmten politischen Partei, einer bestimmten Weltanschauung, einer bestimmten Gruppe von »Interessenten«. Sie waren Vertreter des Deutschtums in »vertikaler Gliederung«, des gesamten Deutschtums des Landes. Und diese Deutschen waren ja nicht nur Deutsche. Sie waren auch Konservative und Liberale, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Hausbesitzer und Mieter usw., usw. Und als solche hatten sie alle ihre Sonderansichten, ihre Sonderinteressen; und hatten ihre Sonderwünsche an die Adresse der Abgeordneten, »denen sie ihre Stimme gegeben hatten«. Und wenn die Abgeordneten dann genau abzuwägen, nach bestem Wissen und Gewissen »jedem das Seine« zu geben suchten, — dann waren so manches Mal alle Teile unzufrieden.

Die Wahlen. Die grösste Gemeinschaftshandlung dieser Zeit waren die Stadt- und Parlamentswahlen. Fünfmal haben in der Berichtszeit (1920, 1922, 1925, 1928 und 1931) Wahlen in die Konstituante resp. Saeima stattgefunden. Und parallel den Parlamentswahlen, als ihr Auftakt, liefen die Stadtwahlen, — diese Generalprobe zur grossen Wahlkampagne, die wegen ihres intimeren Charakters, wegen ihrer für das Wohl und Wehe des Einzelnen unmittelbareren Bedeutung die Leidenschaften nicht weniger aufrührte als die grossen Parlamentswahlen. Wir haben bei 100 Saeima-Abgeordneten und rund 3,5% der Bevölkerung mit einer einzigen Ausnahme immer 6 Abgeordnete durchgebracht. Das war eine ausserordentliche Leistung. Man kann freilich sagen: machte sich, um einen oder zwei Abgeordnete mehr durchzubringen, dieser grosse, ungewöhnliche Arbeit verlangende Apparat ideell und materiell für die Deutschen auch wirklich bezahlt? Ja! — muss die Antwort lauten. Die gesetzgeberische Arbeit der Saeima fand in den Kommissionen statt und die Entsendung von Vertretern in die Kommissionen hing von der Anzahl der Abgeordneten ab, die einer Fraktion angehörten. Je mehr Abgeordnete die deutsche Fraktion umfasste, um so mehr Kommissionen durfte sie beschicken, um so stärkeren Einfluss hatte sie auf die gesetzgeberische Arbeit des Parlaments. Und dann noch ein zweites. Die Wahlen bildeten Höhepunkte der völkischen Aktivierung. Sie haben durch die mit ihnen verbundene Propaganda nicht wenig dazu



beigetragen, Abseitsstehende zum völkischen Bewusstsein zu erwecken. Das lehren die Zahlen der für die deutschen Abgeordneten abgegebenen Stimmen: 1920 waren es 32,000 Stimmen, 1931 aber 45,000 Stimmen! — Musterbeispiele von völkischer Disziplin, Einsatzbereitschaft und Einmütigkeit aber sind die Wahlen von 1928 und besonders von 1931. Im Jahre 1931 wurden nicht weniger als 12.000 deutsche Wähler, d. h. mehr als  $\frac{1}{4}$  aller deutschen Wahlberechtigten, in andere Wahlbezirke hinübergeworfen. Um auf diese Weise nicht nur 4, sondern 6 Abgeordnete zu erlangen. Und diese Zahl wurde erreicht, — dank, wie gesagt, der Disziplin, dem Gemeinschaftsgeist dem Pflichtbewusstsein und der Organisation der Volksgruppe.

Zusammenschluss war die Parole gewesen.

Die Wirtschaft. Der Wirtschaft können nur einige wenige Worte gewidmet sein. Dass der deutsche Handel und die deutsche Industrie nach dem Kriege von Grund auf neu aufgebaut resp. umgebaut werden mussten, wurde bereits gesagt. Der deutsche Handel und die deutsche Industrie sind aber eingeordnet in den grossen Wirtschaftsapparat des Staates. Sie sind mit diesem organisch eng verknüpft. Sie können deshalb nicht als »autonom« gestaltet und als autonom behandelt werden. Eine Vereinheitlichung der deutschen Handels- und Industriebestrebungen ist freilich nicht ausser Acht gelassen worden. Ein »Deutscher Wirtschaftsrat« (aus Vertretern der deutschen Wirtschaft) wurde gegründet, der regulierend und beratend den Abgeordneten zur Seite trat, — erst als Organ des Ausschusses der Parteien, dann der Arbeitszentrale und schliesslich unserer grossen Wirtschaftsorganisationen.

Die Kirche. Bei der Darstellung der kirchlichen Arbeit kann es nicht unsere Aufgabe sein, das geistliche, das seelsorgerische Wirken der Kirche zu schildern. Wir haben es hier mit der »völkischen« Arbeit der Volksgruppe zu tun. Unsere evangelisch-lutherische Kirche ist aber gleichzeitig eine »deutsche« Kirche. Und deshalb muss auch sie als »deutsche Organisation« ihren Platz in diesem Bericht finden. Welche Bedeutung ihrem geistlichen Wirken nach den Verwüstungen der Kriegs- und Bolschewistenzeit zuzukommen hat, braucht hier nicht weiter betont zu werden.

Wir sagten bereits: die Kirche hat mehr als alle anderen Institutionen unter der Bolschewistennot zu leiden gehabt. In Gegenden, wo die Bolschewisten besonders lang geherrscht hatten, war die Kirche fast vernichtet. Von den 14 Gemeinden der Bauskeschen Diözese hat-

ten nur noch 2 einen Prediger behalten. Im kurischen Oberlande gab es nur noch 3 Pastoren. So verstummte die deutsche Predigt überall dort auf dem Lande, wo die Deutschen nicht in grosser Zahl (z. B. in den geschlossenen Kolonien) siedelten. Die wenigen im Amt verbliebenen Pastoren aber waren überlastet.

Zu dieser grossen Not kam bald eine zweite hinzu. Im Jahre 1920 wurde das Patronat aufgehoben und den lettischen Gemeinden vorgeschrieben, Kirchenräte zu wählen. Den deutschen Stadtgemeinden wurde anheimgestellt, das Gleiche zu tun. Auf dem Lande aber hatten die Deutschen bisher keine eigenen, sondern gemeinsame Gemeinder mit den Letten gebildet. Nun standen sie ausserhalb der Kirchenverwaltung, verloren dadurch auch ihren Anteil am Besitz der Kirche, des Pastorats und des Kirchenvermögens. Dieses alles ging in die Hände der neugebildeten Kirchenräte über. Da galt es, diese deutschen Gemeindeglieder neu zu sammeln und in eigene deutsche Gemeinden zusammenzufassen. Ein schweres Stück Arbeit. Nur wenige Gemeinder waren gross genug, um für sich allein bestehen zu können. Diese Splittergruppen wurden nun den bereits bestehenden deutschen Gemeinden (hauptsächlich in den kleinen Städten) angegliedert oder aus mehreren Kirchspielen zu einer Gemeinde zusammengezogen. Eine Sammelarbeit, die heute als in der Hauptsache abgeschlossen bezeichnet werden darf.

In der Richtung dieser Sammelarbeit, dieses Zusammenschlusses lag auch die bereits 1921 erfolgte Gründung des »Verbandes der deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinden« Lettlands. Von grösster Bedeutung aber wurde die berühmt gewordene Synode vom 23. Februar 1922, wo in brüderlichem Einvernehmen zwischen Deutschen und Letten die Autonomie der deutschen evangelischen Kirche Lettlands beschlossen wurde. Im lettländischen Oberkirchenrat wurde eine autonome deutsche Abteilung geschaffen, der die selbständige Verwaltung des deutschen Kirchenwesens obliegt. An die Spitze dieser Abteilung trat ein Bischof der deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinden Lettlands und Vizepräsident des Oberkirchenrats, während das Präsidium im Oberkirchenrat und die Vertretung der evangelisch-lutherischen Gesamtkirche Lettlands ein lettländischer Bischof (heute Erzbischof) übernahm. In einer Vereinbarung der beiden Bischöfe wurde festgelegt, dass der deutsche Bischof für die kirchliche Bedienung der Deutschen im ganzen Lande zu sorgen hat. Damit war die

Grundlage für die oben geschilderte Sammel- und Organisationsarbeit gegeben.

Die Mittel für diese Aufbauarbeit der Kirche stammen aus verschiedenen Quellen. Dem Oberkirchenrat zur Verfügung stehen die Erträgnisse aus einer von der deutschen Synode aufgelegten Gemeindesteuer, aus Spenden und aus einer anfangs recht beträchtlichen, allmählich aber sehr klein gewordenen Staatssubsidie. Ausschliesslich für die Land- und die Kleinstadtgemeinden bestimmt sind die Gelder, die vom »Gustav-Adolf-Verein der deutschen Gemeinden Lettlands« aufgebracht werden, und eine Sondersteuer, welcher sich die Rigaschen Gemeinden zum Besten jener Schwestergemeinden unterziehen. Diese beiden Mittelquellen erbringen im Jahre etwa Ls 20.000.—.

In all diesen Jahren sind beim Wiederaufbau der Land- und der Kleinstadtgemeinden Kirche und Schule (Kirche, Elternverband und Verwaltung des deutschen Bildungswesens) Hand in Hand gegangen. Häufig übernahmen die Gemeindepastoren die Lehrer- und Leiterstellen an den landischen Grundschulen, und der Elternverband nahm in die Pläne seiner Schulhausbauten auch Predigerwohnungen und Betsäle auf.

So ist die Zahl der deutschen Gemeinden von 18 im Jahre 1919 auf 52 im Laufe der Berichtszeit gestiegen. Nur das Zusammenwirken all dieser Kräfte hat einen solchen Erfolg zeitigen können.

Nicht unerwähnt bleiben darf auch die umfassende Fürsorgearbeit der Kirche. Sie schaut z. B. in der Gemeindepflege und in der inneren Mission auf alte Tradition zurück und hatte jetzt mit unvergleichlich viel geringeren Mitteln unvergleichlich viel mehr zu leisten, als vor dem Kriege. Keine Gemeinde, die diese Arbeit nicht auf sich nahm. Es ist auch völkische Arbeit, die sie damit leistet.

Und dann die Arbeit an der Jugend. Die kirchlichen Jugendorganisationen gehören zu den ältesten des Landes. Sie haben ihre Arbeit nach dem Kriege wieder aufgenommen, — seien es nun die Bibelkreise, die evangelischen Vereine junger Männer oder junger Mädchen. Sie haben — wir denken zum Beispiel an die christlichen Pfadfinder — vielfach neuzeitliche Formen angenommen und ihre Werbekraft dadurch erhöht. Sie schalteten sich ein in die allgemeine Jugendarbeit und dürfen ihren Anteil an der völkischen Sammlung auf ihr Konto schreiben.

Die Fürsorge. Eine völlige Umstellung verlangte die Fürsorgearbeit. Wir wissen, dass die deutsche Fürsorgetätigkeit — in un-

zähligen Vereinen und Stiftungen organisiert — vor dem Kriege ganz ausserordentlich rege war. Wir wissen, dass wir über sehr grosse Mittel verfügten, und dass das Objekt unserer Fürsorge damals nicht zum wenigsten lettische Bedürftige waren. Die Bedürftigkeit in deutschen Kreisen war verhältnismässig gering. Nun hatte sich das Blatt gewendet. Es galt, die internationale Fürsorgearbeit, die nunmehr der Staat übernahm, in eine nationale umzuwandeln. Mit sehr bescheidenen Mitteln. Böse sah es aus mit den deutschen Fürsorgevereinen und Fürsorge-Institutionen. Ihre Vermögen waren durch Evakuierung verschleppt, durch Inflation entwertet, durch Annullierung der Wertzeichen und Wertpapiere in Nichts zerronnen. Nur die Vereine, die über Immobilien verfügten, besaßen noch Mittel. Die Not der Volksgenossen war aber riesengross. Nur eine straffe Zusammenfassung der Arbeit konnte Hilfe bringen. Und dieser Zusammenschluss der Vereine wurde bereits 1920 eingeleitet: durch die Gründung der »Deutschen Fürsorgezentrale«, — zunächst nur in Riga, auf dem Boden der Freiwilligkeit. Fünf Jahre hat dann diese »Sammelarbeit« an den Vereinen gedauert, bis die Fürsorge in Stadt und Land (die kirchliche, die soziale und die an Schulen) den völligen Zusammenschluss erreichte. Grosse, allgemeine, alljährliche »Fürsorgesammlungen« (entsprechend den »Schulsammlungen«) sorgten für die Mittel. Bis auch hier die »Selbstbesteuerung« der Volksgemeinschaft die Sammlungen ablöste (zugleich den vielen Einzelsammlungen ein Ende bereite) und der Fürsorge die erforderlichen Mittel überwies. Eine Kartothek der deutschen Einwohner des Landes, eine Kartothek der Unterstützten und ein Register der Vereine wurden fortlaufend geführt und regelten die Tätigkeit der Fürsorgezentrale. Hilfe den Kinderreichen, Hilfe den Kranken und Arbeitslosen. Säuglingspflege, juristischer Beirat, Merkblätter zur Tuberkulosebekämpfung, Unterbringung von Ferienkindern, Mieterberatung, — das sind einige herausgegriffene Kennworte für die Arbeitsgestaltung der Fürsorgezentrale.

Die Gründung des »Fürsorgeamtes« bei der deutsch-baltischen Volksgemeinschaft (1930) bedeutete einen weiteren Schritt zur Vertiefung, Erweiterung und Vereinheitlichung der Fürsorgetätigkeit. Aus einer ideellen und praktischen Förderung der in der Fürsorgezentrale geeinten deutschen Fürsorgetätigkeit hat das Fürsorgeamt organisch die Entwicklung zur eigenen, unmittelbaren Fürsorgetätigkeit genommen und darin mittlerweile grösste Bedeutung erlangt. Es sei nur auf das grosse »Winterhilfswerk« (ab 1931/32) des Fürsorgeamtes hinge-

wiesen, das heute von der allgemeinen Fürsorge nicht mehr zu trennen ist.

Barbeihilfe, Speisung, Kleidung, Brennholz, Mietzuschüsse, Medizinische Hilfe, Arbeitsbeschaffung, Wohnheime, Jugendfürsorge, Altersfürsorge, Rechtshilfe, Krankenhilfe, Erholungsfürsorge, Kinderfürsorge, Unterbringung von Stadtkindern auf dem Lande, — das seien wieder einige Merkworte für die Arbeit des Fürsorgeamts, das sich aus kleinen Anfängen zu einer tragenden Deutschtumsorganisation entwickelt hat.

Noch viele für das Deutschtum wichtige Schöpfungen wären zu erwähnen. Da seien der deutsche Krankenhausverein und das von ihm getragene Deutsche Krankenhaus mit Schwesternschule, und ferner die XIII. Krankenkasse genannt. Das deutsche Krankenhaus ist von weitsichtigen deutschen Ärzten mit tatkräftigster Unterstützung der deutschen politischen Parteien 1922 gegründet worden. Weiteste deutsche Kreise haben bei der Gründung des Krankenhausvereins Pate gestanden. Das Krankenhaus dient mit seiner Schwesternschule nicht etwa nur den dort jeweilig verpflegten Kranken. Es ist vielmehr eine unentbehrliche Anstalt zur Fortbildung unserer Ärzte und zur Ausbildung deutscher Krankenschwestern geworden. — Die Gründung der XIII. Krankenkasse geht unmittelbar auf deutsche Abgeordnetenkreise zurück. Es sind so viele, die den Segen dieser Kasse erfahren haben, dass ein näheres Eingehn auf ihre Bedeutung nicht erforderlich erscheint. — Auch der umfassenden sozialen und kulturellen Tätigkeit der Literärisch-praktischen Bürgerverbindung und des Deutschen Frauenbundes sei rühmend und in Dankbarkeit gedacht.

Die Bauernschaft. Eines der grössten Arbeitsgebiete der deutschbaltischen Führung nach dem Kriege waren — vom ersten Tage an — die deutschen Bauernsiedlungen.

Die deutschen »Kolonisten«, die um 1910 von deutschen Gutsbesitzern in das Land gerufen worden waren, hatten in Russland in geschlossenen Siedlungen, unberührt von ihrer undeutschen Umwelt, gelebt; sie waren in diesen Siedlungen wirtschaftlich selbständig und kulturell ihren nichtdeutschen bäuerlichen Berufsgenossen überlegen gewesen. Sie waren in diesen geschlossenen Siedlungen der Versuchung einer Entnationalisierung nicht ausgesetzt worden. Auch ihr evangelischer Glaube, den sie sehr hoch hielten, wurde ihnen zum stärksten Schutz ihres Volkstums gegenüber den orthodoxen Russen und den katholischen Polen.

Ganz anders wurde ihre Lage hier bei uns im Lande. Den Schutz der evangelischen Kirche gegenüber Andersgläubigen hatten sie nicht; kulturell waren sie den gleich ihnen evangelischen lettischen Bauern fast durchweg unterlegen; wirtschaftlich waren sie (zumal die Nicht-Besitzer) viel schwächer als der lettische Bauer. Ein bewusster völkischer Wille fehlte. Eigene nationale Führer hatten sie nicht. Die Versuchung, das Volkstum aufzugeben, war gross, da ein Übergang in das Lettentum für viele von ihnen den Beginn eines Aufstieges bedeutete.

Erst um 1910 waren die Kolonisten aus ihrer russischen Heimat hierher ins Land gekommen. 1914, nach Ausbruch des Krieges, wurden viele (gleich den Juden) von der russischen Regierung brutal aus dem Lande ausgesiedelt. Während der Okkupationszeit kamen sie zurück. Von einem »Bodenständigsein«, von einem »Heimischsein« war nicht die Rede. Isoliert fühlten sie sich, vereinsamt und verlassen; der Entnationalisierung auf das Äusserste ausgesetzt, — sie, die sich dem lettischen Bauern wesensverwandter fühlten, als dem deutschen Städter.

Auch die deutsche städtische »Gesellschaft« brachte den Kolonisten keinerlei Interesse und Verständnis entgegen. Riga kannte sie überhaupt nicht; und das Deutschtum der kleinen Städte verhielt sich ihnen gegenüber schroff ablehnend. Als die deutsche Führung 1919/20 die Arbeit am Kolonisten begann, wurde sie davor gewarnt: »kulturlös« seien die deutschen Kolonisten, »bildungsunfähig«; jede Arbeit an ihnen sei Verschwendung; kein Verlust sei es für das baltische Deutschtum, wenn die Kolonisten ihr Volkstum verlören.

Das war ein schwerer Irrtum.

Vor eine solche Gleichgültigkeit und Ablehnung gestellt sah sich die deutsche Führung, als sie — sofort nach Gründung des »Ausschusses der deutschbaltischen Parteien« — die systematische Arbeit am Kolonisten aufnahm. Es gibt keine Frage, die den Ausschuss mehr beschäftigt hätte, als gerade die Kolonistenfrage. Weil die deutschbaltische Führung sofort erkannt hatte, dass die Erhaltung der Bauern, dieses (mit seinem Kinderreichtum!) einzig gesunden Fundaments einer Volksgruppe, eine Lebensfrage für Erhaltung unserer Volksgruppe sei. Aber nicht mit, sondern gegen die öffentliche Meinung musste die Volksgruppenführung diese ihre Arbeit verrichten. Und sie tat das in engster Arbeitsgemeinschaft mit Kirche und Schule, da sie nur auf diese Weise ihr Ziel — die Erhaltung der Grundlage



unserer völkischen Existenz — zu erreichen hoffte. Schon im Jahre 1921 gründete der Ausschuss der Parteien seine »Kolonistensektion«, aus der erst die »Kommission für das Deutschtum auf dem Lande«, und dann das »Landamt« der Volksgemeinschaft und schliesslich das »Amt für die Landbevölkerung« hervorgegangen sind.

Die Aufgabe, der sich die deutsche Führung gegenübergestellt sah, war die Bodenständigmachung der Kolonisten. Materiell, geistig und seelisch mussten sie bodenständig werden, wenn wir sie nicht verlieren wollten.

Materiell bodenständig sein, heisst sesshaft sein. Die vielen Pächter und Knechte unter den Kolonisten aber hatten mit der Agrarreform ihr Land verloren, da es als Gutsland enteignet worden war. Doch auch die deutschen Wirte waren aufs äusserste gefährdet und vielfach ihres Besitzes bereits verlustig gegangen, weil sie, die noch zu russischen und polnischen Landgemeinden Angeschriebenen, nicht automatisch lettländische Staatsbürger werden konnten. Und nur solche durften Landbesitz haben. Deshalb mussten sie — unter Vorstellung der schwer zu beschaffenden nötigen Dokumente — erst um Einbürgerung nachsuchen. Es hat Jahre intensivster Arbeit gekostet, für jeden einzelnen Kolonisten die erforderlichen Papiere (meist aus Polen) und daraufhin das lettländische Bürgerrecht durch Aufnahmegesuche zu erwerben. Die vom Ausschuss der Parteien hierfür gegründete und später von der Volksgemeinschaft übernommene »Passtelle« hat bis zum Jahre 1928 arbeiten müssen! Wirtschaftsbeihilfe und Kreditbeschaffung, zwei ausserordentlich schwere Aufgaben für eine total verarmte Volksgruppe, mussten immer wieder eingesetzt werden.

Diese Heimatlosigkeit der Kolonisten, die — zum grossen Teil landlos und staatenlos — nicht wussten wohin sie gehörten, machten sich Auswanderergesellschaften zunutze. Agenten durchzogen das Land und überredeten die verschüchterten, schwer enttäuschten Leute zur Auswanderung. Nicht wenige sind dieser Agitation zum Opfer gefallen und haben das Land verlassen. Dass es nicht noch mehr wurden, ist der mit grosser Energie einsetzenden Gegenaktion der deutschen Führung zu danken. Die Verbliebenen galt es zu halten, sie sesshaft zu machen und geistig und seelisch mit der neuen Heimat zu verbinden. Eingliederung in den Staat, als dessen Staatsbürger, und Gewinnung für die deutsche Volksgemeinschaft, — das war das Ziel.

Eine geistige und seelische Gewinnung, eine Erhaltung und Festigung im deutschen Glauben und in deutscher Art, das war die vor-

nehmste Aufgabe der deutschen Kirche und der deutschen Schule. Und so haben diese beiden denn Hand in Hand (vielfach in Personalunion) am deutschen Kolonisten gearbeitet, um ihn der neuen Heimat, als deutschen Bauern, zu gewinnen. Das geht nicht schnell, kann Jahrzehnte dauern und kann von diesen beiden Mächten allein nicht geleistet werden. Das werden wir noch sehen. Noch andere Kräfte sind nötig. Es will aber schon etwas bedeuten, wenn Riga, das den Löwenanteil an den grossen Schulsammlungen aufbrachte, sich von der deutschen Führung dazu bestimmen liess, das meiste von diesem in Riga gesammelten Gelde zum Unterhalt des Deutschtums in den kleinen Städten und auf dem flachen Lande abzuführen, — eines Deutschtums, von dem die Rigaschen Deutschen verzweifelt wenig wussten.

Die Schule. Der Standpunkt der deutschen Führung war folgender: Erste Aufgabe der Führung musste es sein, die deutschen Volksgenossen in deutscher Art, d. h. im deutschen Kulturkreis zu erhalten. Die Zugehörigkeit zum deutschen Kulturkreis ist Voraussetzung für die Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum. Die Grundlage für eine Zugehörigkeit zum deutschen Kulturkreis schafft aber die deutsche Schule. Dem ist entgegengehalten worden, dass die Balten in russischer Zeit trotz russifizierter Schule doch deutsch geblieben seien. Dieser Einwand ist falsch. Vor dem Kriege waren die Deutschen politisch, sozial, kulturell und wirtschaftlich führend. Es bestand auch für völkisch schwache Elemente keinerlei Versuchung hier im Lande, ihr Volkstum aufzugeben, da das in keinerlei Richtung irgend einen Gewinn brachte. Heute liegen die Dinge entgegengesetzt. Das Deutschtum hat die Führung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens verloren. Das Deutschtum hat heute keine Zugkraft mehr, und es gehört Opferbereitschaft und Verzicht dazu, sich zu ihm zu bekennen. »Vorteile« bringt es nicht mehr, Deutscher zu sein. Einzig und allein die nationale Würde, einzig und allein der innere Stolz, sich zur deutschen Kulturnation bekennen zu dürfen, fesseln den Auslanddeutschen heute an sein Volkstum. Das aber fehlte nur allzu oft. In einer lettischen Schule wären weite Kreise des Deutschtums unweigerlich der Lettisierung preisgegeben; vor allem das landische Deutschtum, das in lettischer Umwelt lebt und seiner inneren Haltung nach mit mancherlei Banden stärker an das lettische Bauerntum als an das deutsche Städtertum geknüpft war. Deshalb gaben die Verwaltung des deutschen Bildungswesens und der Elternverband die Parole aus: »Kein deutsches Kind ohne deutsche Schule«. Und die deutsche Füh-

rung durfte der Schule ein so grosses Gewicht beimessen, weil diese deutsch-baltische Schule — ihren alten Traditionen getreu — nicht nur intellektualistische Lern- und Lehrschule, sondern bewusst immer auch gesinnungsbildende Erziehungsschule hat sein wollen. Nur weil sie wirklich lebendes Glied des deutschen Volkskörpers war, ist sie von der deutschen Öffentlichkeit auch immer als solches empfunden und vertreten worden. Nicht umsonst war die deutsche Schule von je das Lieblingskind der Balten.

Die »Verwaltung des deutschen Bildungswesens« begann ihre Arbeit im Schuljahr 1919, mit 45 deutschen Schulen, davon 13 Mittelschulen, 31 Grundschulen und 1 Fachschule. 1921 war diese Zahl auf 88 gestiegen; 1922 auf 96; 1927 auf 112; das Maximum an Schülern betrug 1924 rund 12.000. Die Zahl der Mittelschüler ging zurück (vor 1924 bis 1933 sank ihre Zahl von rund 2100 auf 1200, die der Grundschüler nur von 9000 auf 8500). Die Fachschulen vermehrten sich zeitweise um das 14-fache, gingen zum grossen Teil dann aber ein. Die Zahlen sind folgende: Grundschulen 1919: 31; 1924: 65; 1933: 65; Fachschulen 1919: 1; 1924: 12; 1933: 5; Mittelschulen 1919: 13; 1924: 10; 1933: 9.

Den Löwenanteil an der Vermehrung der Schulen trugen die Landschulen, weil die deutsche Führung keine Mittel unversucht liess, um uns den deutschen Bauern, der völkisch und wirtschaftlich am meisten gefährdet war, zu erhalten. Und Eile tat not, da die Kolonisten bereits lettische Schulen zu besuchen begannen.

Aber die Arbeit an der Landschule war ausserordentlich schwer. Die deutsche Führung hatte keinerlei Erfahrung mit ihr. Es hatte deutsche Landschulen früher bei uns nur einige, ganz wenige (zumeist einklassige) gegeben. Und es gab fast gar keine Lehrer, die selbst aus bäuerlichen Kreisen stammten. Fast durchweg Stadtlehrer (und vornehmlich Lehrerinnen) haben Stellen an Landschulen annehmen müssen, wenn diese Schulen überhaupt ins Leben treten wollten. Und da haben wir viel Lehrgeld zahlen müssen, und mancher Lehrerin ist ein schweres Martyrium auferlegt worden. Sie gingen oft in völliger Einsamkeit (die Wege und die Verkehrsmittel von damals lassen sich mit denen von heute auch nicht annähernd vergleichen), manchmal in einem einzigen ganz mangelhaft erheizbaren Raum (der gleichzeitig als Wohnraum, Küche und Klasse diente) ihrem Berufe nach. Dieser jahrelange, aufopferungsvolle, stille Dienst von Hunderten deutscher Lehrer

und Lehrerinnen an ihrem Volkstum kann nicht hoch genug gewertet und darf nicht vergessen werden.

**Der Deutsche Elternverband.** Möglich wurde diese Arbeit an unseren Kolonisten aber nur dadurch, dass der »Verwaltung des deutschen Bildungswesens« der »Deutsche Elternverband« helfend zur Seite trat. Dieser, aus den »Elternkomitees« der Rigaschen deutschen Schulen schon 1920 hervorgegangene grosse deutsche Kulturverein, hat sich ganz ausserordentliche Verdienste um die deutsche Schule und damit um Erhaltung des Deutschtums (vornehmlich auf dem Lande) erworben. Er betreute zu Anfang nicht nur die Schule, sondern war gleichzeitig der umfassende deutsche Kulturverein, der (da das deutsche Vereinsleben erst langsam erwachte) Vorträge, Konzerte und Ausstellungen veranstaltete, Wanderbüchereien einrichtete und versandte, Bücher herausgab, Jugendfahrten ins Leben rief etc. etc. Vor allem aber war er der Unterhalter von Schulen. Vertreter der Verwaltung des deutschen Bildungswesens fuhren durchs Land und eröffneten Schulen an vielen Orten. Diese Schulen aber waren herrenlos. Sie arbeiteten in provisorischen Lokalen, ohne Lehrmittel, ohne jegliches feste Budget, gespeist aus Geldern von Gelegenheits-sammlungen. Man lebte von der Hand in den Mund und gründete die Schulen mit »Wenn und mit Aber«. Dann aber sprang der Elternverband als Unterhalter ein. Und die Mittel zu diesem Zweck schaffte er sich durch die grossen, einmal im Jahr veranstalteten »Schulsammlungen« (aus denen später die Selbstbesteuerung geworden ist). So wurde die Arbeit geleistet.

**Die Verwaltung des deutschen Bildungswesens.** Verantwortlich für diese Arbeit war die »Verwaltung des deutschen Bildungswesens«. Sie arbeitete seit dem Januar 1920 als autonome deutsche Behörde im Bildungsministerium. Es war der deutschen politischen Führung in schnellem Anlauf bereits im Dezember 1919 gelungen, im Lettländischen Volksrat eine »Schulautonomie« durchzusetzen, die uns die selbständige Gestaltung und Verwaltung unseres Bildungswesens durch deutsche Wahlbeamte, die aber gleichzeitig Staatsbeamte waren, sicherte. Diese staatliche Verwaltung des deutschen Bildungswesens hatte laut Gesetz »alle Angelegenheiten der deutschen Kultur und Bildung zu leiten« und bestand bis zum Sommer 1934. In dieser Zeit hatten unsere deutschen Schulen eigene Lehrpläne, eigene Prüfungsordnungen, eigene Lehrerausbildung, eigene Schultypen, eigene Ferienordnung usw., usw. Die deutsche Schule war wirk-

lich »autonom«. Und in ihrer Schulpolitik verfolgte die Verwaltung des deutschen Bildungswesens in der Hauptsache das Ziel, möglichst viele deutsche Grundschulen zu schaffen, deren Zahl entsprechend den tatsächlichen Bedürfnissen vermehrt wurde. Die zu hohe Zahl an Mittelschulen wurde herabgesetzt und die bisher kaum existierenden Fachschulen von einer auf 14 erhöht. Die Fachschulen liessen sich jedoch nicht halten. Die Provinzfachschulen gingen aus Mangel an Schülern ein, und auch die rigaschen Fachschulen hatten keineswegs den erwünschten Zulauf, da weiteste Kreise in die Mittelschulen strebten, um womöglich mit Hilfe des Abiturs sich ihre Zukunft zu sichern. Denn die allgemeinen (auch für die Deutschen gültigen) Bestimmungen gingen dahin, dass das Abiturium für Berufe gefordert wurde, bei denen man früher nie an eine so hoch hinaufragende Allgemeinbildung gedacht hatte. Der Zwang der Verhältnisse hat mittlerweile die deutschen Eltern und Schülerschaften umdenken gelehrt. Und der Staat hat seine Forderungen abgebaut.

Das Herderinstitut. Die Krönung der Schule bildete das Herderinstitut. Es wurde 1921 als »Deutsche höhere Fortbildungskurse« gegründet. Und 1927 gelang es, durch ein Sondergesetz ihre Bestätigung als »Private Deutsche Hochschule« zu erlangen. Das Herderinstitut umfasst 3 Fakultäten, die theologische, die rechts- und staatswissenschaftliche und die philosophische (die ihrerseits in eine historisch-philologische und eine naturwissenschaftliche Abteilung zerfällt). Das Herderinstitut ermöglicht seinen Studenten, neben einem Studium an der Lettländischen Universität sich an ihm in deutsche Wissenschaft zu vertiefen, und es gibt den Theologen die Möglichkeit, ihr volles Studium an ihm zu absolvieren. Das Herderinstitut ist ein geistiger deutscher Mittelpunkt des Landes geworden und versammelt in seinen Ferienhochschulkursen eine grosse Gemeinde um sich.

### Die Jugend. Und nun noch unsere deutsche Jugend.

Schon zu Anfang der 20-er Jahre bestanden Jugendorganisationen. Abgesehen von den studentischen, — die »christlichen« (noch aus der Vorkriegszeit), dann die Pfadfinder, die Wandervögel und die Jugendgruppen bei unseren deutschen Sportvereinen. Die Pfadfinder und Wandervögel, beides »Neuschöpfungen«, standen in scharfem Gegensatz zu einander. Den einen wurde übermässige Betonung des Formalen, des Drills vorgeworfen; den anderen ein Leben in romantischer Ferne. Die Deutschtumsführung hat bewusst mit beiden Grup-

pen gearbeitet, wobei der Elternverband und die Verwaltung des deutschen Bildungswesens vor allen Dingen mit den Wandervögeln Fühlung hatten. Ihre Volksverbundenheit und Naturverbundenheit gab ihnen die Richtung auf die Arbeit an den deutschen Kolonisten. Diese Wandervögel waren es, die als erste das deutsche Lied, den deutschen Tanz und das deutsche Laienspiel von der Stadt zu den deutschen Bauern hinaustrugen, und die sich damit ganz bewusst und planmässig in den Dienst der Volkstumsarbeit stellten. Schon im Sommer 1924 veranstalteten sie ihre erste grosse »Spielmannsfahrt« zu den Bauern, die getragen wurde vom Wandervogel, finanziert vom Elternverband und geführt von einem Vertreter der Verwaltung des deutschen Bildungswesens. Diese Fahrten stellten sich die ausdrückliche Aufgabe mit dazu beizutragen, »dass aus den Kolonisten bodenständige deutsche Bauern werden, mit festem Heimatempfinden und sicherem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihren Volksgenossen im Lande«. Grösstem Misstrauen, stärkster Ablehnung begegneten diese Spielmannsfahrten anfangs bei den Bauern. Bis schliesslich die landische Jugend und — über diese — auch das vorurteilsvolle Alter gewonnen wurde und endlich den »Sommervögeln« mit von Jahr zu Jahr steigender Erwartung entgegengesehen wurde. Acht Jahre hindurch fanden diese Spielmannsfahrten statt. Dann fehlte der Nachwuchs. Neue Jugendorganisationen waren entstanden. Sie mussten erst innerliche Festigung gewinnen, bis auch sie diese systematische Arbeit an den deutschen Bauern aufnehmen konnten und aufnehmen.

Volkstumsführung und Jugend gingen Hand in Hand. Wie überhaupt die Zusammenschlussbestrebungen der Jugend entschiedenste Förderung seitens der Deutschtumsführung fanden. Das »Jugendamt« ist aus dem vom Elternverbände geschaffenen »Jugendsekretariat« hervorgegangen, und die Gründung des »Verbandes deutscher Jugend in Lettland« ging vom Jugendsekretär des Elternverbandes in Zusammenarbeit mit der bündischen Jugend und der Studentenschaft aus und erfolgte unter stärkster Anteilnahme von Kirche und Volksgemeinschaft, Verwaltung des deutschen Bildungswesens und Elternverband.

Aber — es waren zunächst nur kleine Gruppen von Jugendlichen, die sich dieser Volkstumsarbeit hingaben. Der Aufbruch der Jugend war noch nicht erfolgt. Der jungen »Verbindungsleute« waren zu wenige; die Zwischengeneration war zusammengeschmolzen; die Männer in der Führung waren mit Arbeit mehr als belastet. Sie hatten zu wenig Fühlung mit ihren jungen Volksgenossen. Das wurde schmerzlich



Das Turn- und Sportamt stellt sich die Aufgabe, für die vielen deutschen Sportvereine eine Zentrale zu schaffen, die Ausgleich und Förderung zum Ziele hat und zur Sammel- und Mittelstelle von Bestrebungen auf dem Gebiete der Körperkultur werden soll.

Die nach Einbruch der Wirtschaftskrise immer trüber gewordenen Berufsaussichten der heranwachsenden deutschen Generation drängten dahin, das Amt für Jugendberatung zu schaffen. Die Arbeit dieses Amtes geht auf weite Sicht und soll für die Existenzmöglichkeit künftiger Generationen sorgen.

Das überaus bedeutungsvolle Amt der »Nachbarschaften« schliesslich soll den Zusammenschluss aller Volksgenossen auf der Basis des nachbarschaftlichen Gemeinschaftsgedankens in die Tat umsetzen und neben den heute bestehenden Ämtern und gleich ihnen der ganzen Volksgruppe ohne Ansehen der Person und Richtung dienen — in wahrhaft völkischem Gemeinschaftsgeist.

Es liesse sich noch vieles über die Arbeit der Volksgemeinschaft sagen, doch für alles gilt, »dass zwischen dem zu erreichenden Ziel und der Wirklichkeit gewiss noch ein grosser Abstand ist. Das Erstrebt lässt sich nicht in einem Ansturm erobern und fällt uns nicht als Geschenk von selbst in den Schooss, sondern will Schritt für Schritt in mühsamer Arbeit errungen sein. . .« (Jahrbuch 1934, Bericht des Präsidenten).

So ist die Volksgemeinschaft ihrer Form nach Organisation, ihrem Wesen nach Organismus.

Ist die Volksgemeinschaft fertig? Nein! Was lebt, ist nie fertig, darf nie fertig sein, ist immer in Entwicklung, ist in Bewegung.

Ist unsere Volksgemeinschaft die »wahre« Volksgemeinschaft? Nein! Sie ist es noch nicht. Wahre Volksgemeinschaft aber ist das Ideal, dem sie zustrebt.

Ist unsere Volksgemeinschaft »lebendige« Volksgemeinschaft? Ja! Das ist sie. Ihre Geschichte zeigt uns Entwicklung, zeigt uns Bewegung, zeigt uns Leben.

Zusammenschluss war der Weckruf und musste die Losung sein, wenn dieses alles erreicht werden sollte.

## INHALT

	Seite
D. V. Grüner: Der Dienst der Kirche am Volkstum . . . . .	3
Arvid Unverhau: Muttersprache und Volkstum . . . . .	15
Dr. Friedrich A. Redlich: Volkstum und Brauch . . . . .	26
Roland Mettig: Volkstum und Bodenständigkeit . . . . .	34
Streiflichter aus der Geschichte der baltischen Deutschen . . . . .	42
Aus der Werkstatt der deutschen Volksgruppe . . . . .	49